

KULTUR REPORT

Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

Heft 2026



70 Jahre Mitteldeutscher Kulturrat

Tacheles 2026 – Jahr der Jüdischen Kultur in Sachsen

Bauhaus-Fotografinnen

Momentaufnahme. Das Fotoarchiv Mittelman

Museum
für Fotografie
17.4.–4.10.26

Neue Frau,
Neues Sehen.
Die Bauhaus-
Fotografinnen

bauhaus
archiv
museum



Kunstbibliothek
Staatliche Museen zu Berlin



Inhalt

Schwerpunktthema:

70 Jahre Mitteldeutscher Kulturrat

- 2 Dagmar Ellen Fischer: Zu Gast auf der Leuchtenburg
- 4 Michael Ludscheidt: 70 Jahre Mitteldeutscher Kulturrat
Rede zur Eröffnung der Abendveranstaltung auf der Leuchtenburg
- 6 Steffen Raßloff: Geschichtslandschaft Mitteldeutschland
- 10 Ulrike Kaiser: Die Leuchtenburg und der lange Weg zur Offenheit
- 12 Ina Köllner: Eine sehr weiche Klangbildung
Das Schicksal der Orgeln auf der Leuchtenburg
- 15 Caterina Leichsering: Weinbau in Seitenroda vom Mittelalter bis in die Moderne

Fotografie

- 17 Johanna Sänger: Momentaufnahme.
Das Fotoarchiv Mittelmann
- 20 Axel Stefek: Museumsobjekte, Schlösser, Parklandschaften – Der Fotograf Jürgen Karpinski (1941–2025)
- 22 Kristin Bartels: Die Kamera als Werkzeug weiblicher Selbstermächtigung – Zur Ausstellung „Neue Frau, Neues Sehen. Die Bauhaus-Fotografinnen“

Alltagskultur

- 25 Johanna Sänger: Ein Dialog auf Augenhöhe
Tacheles – Jüdische Kultur in Sachsen
- 29 Steffen Raßloff: Fußball ist mehr als Sport
Eine Mentalitätsgeschichte
- 31 Karin Königseder: Im Zeichen von Zirkel und Winkelmaß: Freimaurerei in Magdeburg
- 33 Kathrin Pöge-Alder: Gut und Böse – Märchen heute
- 36 Isabel Tönniges: Magdeburg feiert den Chorgesang

Bildende und Darstellende Kunst

- 38 Ulf Dräger: Kapiolen eines Künstlers
Carsten Theumer zum 70. Geburtstag
- 40 Oliver Dietrich/Tomoko Emmerling: „Die Schamanin“
Sonderausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Saale)
- 43 Andrea Storm: Eine Schamanin und eine Kunstdiebin
- 44 Volkmar Draeger: Der führende Tänzerfinder des Ostens – Zum Tod von Tom Schilling

Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

- 45 Harro Kieser: Prof. Dr. Rudolf Bentzinger (1936–2026) – Nachruf
- 46 Neuer Herausgeber und neuer Lektor des Mitteldeutschen Jahrbuchs für Kultur und Geschichte
- 47 Aufruf zur Mitarbeit am Kultur Report
Die Stiftung MKR fördert
- 48 Spendenaufwurf, Impressum, Autorinnen und Autoren



Die weltgrößte Vase ARURA ist acht Meter hoch, hergestellt von Alim Pasht-Han, einem Absolventen der Kunstschule Burg Giebichenstein, Foto: Gabriele Bohl.

Titel:

Leuchtenburg um 1880, Bildquelle: Archiv Museum Leuchtenburg.

Abbildung Rückseite: Das Titelmotiv der Ausstellung „Die Schamanin“.

© Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Gestaltung: Klaus Pockrandt (Halle/Saale).

70 Jahre Mitteldeutscher Kulturrat

Zu Gast auf der Leuchtenburg

Noch im 21. Jahrhundert verfehlt das Durchschreiten eines Burgtors seine Wirkung nicht: Der Eingang zur Leuchtenburg trennt die heutige von einer vergangenen Welt. Dahinter liegt ein steiler, schmaler Weg aus grobem Kopfsteinpflaster, mehrere Gebäude unterschiedlichen Alters und der alles überragende 30 Meter hohe Turm. Die Leuchtenburg wird auch „Königin des Saaletals“ genannt und gehört zu den am besten erhaltenen Burgen Deutschlands.

Ihre Anfänge gehen zurück in die Mitte des 12. Jahrhunderts, so berichtet es Doris Klüger den 15 an der Führung teilnehmenden Mitgliedern der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat. Deren Gremien wählten die imposante Burg, um die Jahrestagung der Stiftung zum 70. Jubiläum zu begehen.

Die 800 Jahre ihrer Existenz hat die Leuchtenburg bemerkenswert gut überstanden. 1221 findet sie eine erste urkundliche Erwähnung, als Hartmann IV. von Lobdeburg-Leuchtenburg einen Streit schlichtete. Im 14. Jahrhundert mussten die Lobdeburger ihre Herrschaft an die Grafen von Schwarzburg abgeben, die wiederum 1396 von den Wettinern vertrieben wurden. Diese machten die Burg zum Verwaltungssitz über rund 40 Dörfer in der Umgebung, und das blieb sie bis 1706, als die Zuständigkeit nach Kahla verlegt wurde.

Ab 1724 war die Leuchtenburg für die nächsten rund 150 Jahre Zucht-, Armen- und Irrenhaus. Hier wurden Verbrecher, aber auch verarmte und psychisch kranke Menschen eingesperrt. Auf der Website der Leuchtenburg sind überlieferte Schicksale erfasst, wie das der 25-jährigen Susanne Marie Rendler, die ab 1741 wegen Ehebruchs 52 Jahre im Zuchthaus verbrachte. Oder das eines 70-jährigen ehemaligen Soldaten,

der in Armut und schließlich in Gefangenschaft geriet (<https://haeftlinge.leuchtenburg.de/>). Aufgrund der gemeinsamen Unterbringung von Frauen und Männern gab es reichlich Nachwuchs, wie Frau Klüger zu berichten weiß.

Von 1873 bis 1952 diente die Burg als Hotel mit 24 Doppelzimmern und einer Gastwirtschaft. Ab 1921 war im Torhaus eine Wanderherberge untergebracht, mit der Gründung dieser ersten Jugendherberge in Thüringen bekam die Burg große Bedeutung für die Jugendbewegung der 1920er und 30er Jahre. 1997 musste die Herberge wegen baulicher Mängel geschlossen werden.

Mit der 2007 ins Leben gerufenen gemeinnützigen Stiftung Leuchtenburg begannen umfangreiche Sanierungsarbeiten. Damit einher ging eine grundlegende Neuausrichtung der Burganlage, zu der auch das Ausstellungskonzept „Porzellanwelten Leuchtenburg“ gehört.

Dort setzt Frau Klüger die Führung fort. Sie erzählt vom Erfinder und Alchimisten Johann Friedrich Böttger, der aus „etwas Unedlem etwas Edles“ herzustellen vermochte. Seit 1708 war Porzellan in Europa bekannt, August der Starke schwärmte für chinesisches Porzellan und besaß eine beachtliche Sammlung.



*Die Leuchtenburg in Seitenroda, Thüringen,
Foto: Gabriele Bohl.*

Im Porzellanmuseum der Leuchtenburg wird sowohl die Geschichte des Werkstoffs erzählt als auch von dessen Bedeutung für den Standort Thüringen. Das Rezept für die Herstellung von Porzellan war lange ein gut gehütetes Staatsgeheimnis. Nicht nur auf die Bestandteile kommt es an, sondern insbesondere auf die richtige Menge der Rohstoffe: Es braucht Quarz, Feldspat und Kaolin im Verhältnis 1:1:2. Ferner ist die Temperatur von 1.400 Grad wichtig; das Brennen sei ein komplizierter Prozess, bei dem ein Blasebalg Sauerstoff zuführen muss und der leider immer wieder nicht brauchbaren Ausschuss produziert – wie die missglückten Ergebnisse in Vitrinen zeigen. Mit einer nur wenige Millimeter messenden Teekanne und der acht Meter hohen Vase besitzt das Museum das größte und kleinste Porzellanobjekt der Welt.

Mit einer Festtagstafel aus dem 17. Jahrhundert vor Augen erfahren wir, dass damals mitunter bis zu 43 Gänge aufgetragen wurden. Man speiste unter Zuhilfenahme von Löffeln und Messern, die Gabel indes kam erst Anfang des 19. Jahrhunderts auf den Tisch. Die erste Porzellanmanufaktur Europas wurde 1710 in Meißen gegründet, auf das Jahr 1762 geht die erste in Thüringen zurück. Seit 1844 wird in Kahla Porzellan hergestellt, in einer bis heute namhaften Manufaktur am Fuß der Leuchtenburg.

Die Begehung führt weiter zur Burgkapelle, deren ursprüngliche Gemäuer ins 13. Jahrhundert weisen. Nach einer wechselvollen Geschichte als Gotteshaus, Gefängniskapelle, der Zweckentfremdung als Museum und einer erneuten Weihung lockt sie heute als Porzellankirche zahlreiche Gäste sowohl zu Gottesdiensten als auch zu kulturellen Veranstaltungen. Michael Brown, Schüler des Architekten Libeskind, stattete sie mit raumhohen, von der Decke hängenden Porzellan-Lamellen aus, die für besondere Lichteffekte sorgen. Für die Gäste spielt Organistin Ina Köllner Felix Mendelssohn Bartholdys Präludium in G-Dur und das Ave Maria.

Die offizielle Feier zum 70-jährigen Bestehen des Mitteldeutschen Kulturrats am Abend ist öffentlich, und so füllen zahlreiche Besucherinnen und Besucher den Rittersaal der Burg ab 18 Uhr. Frau Dr. Kaiser, Herr Dr. Czubatynski, Herr Dr. Ludscheidt und Herr Dr. Raßloff gestalten das Programm, die Tourismusnadel Thüringen wird vergeben, und dann klingt der Abend gesellig bei zünftiger Verköstigung aus.

Dagmar Ellen Fischer



Stiftungsvorstand, Stiftungsrat und Stiftungsbeirat des Mitteldeutschen Kulturrats im September 2025 auf der Leuchtenburg, Foto: Gabriele Bohl.

70 Jahre Mitteldeutscher Kulturrat

Rede zur Eröffnung der Abendveranstaltung im Rahmen der Jahrestagung der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat am 12. September 2025 auf der Leuchtenburg

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

zunächst möchte ich Ihnen, liebe Frau Dr. Kaiser, im Namen aller Gremien der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat für die fruchtbare Zusammenarbeit bei der Vorbereitung der Jahrestagung, die gewährte Gastfreundschaft auf „Ihrer“ Leuchtenburg und die Möglichkeit, im wunderbaren Ambiente des Rittersaals den 70. Jahrestag der Gründung des Mitteldeutschen Kulturrats zu begehen, herzlich danken! Wir sind am rechten Ort, um ein solches Jubiläum zu feiern. Mancher unter Ihnen, verehrte Anwesende, wird sich wo-

möglich dennoch fragen, wie es kommt, dass eine Vereinigung, die den Begriff „Mitteldeutschland“ in ihrem Namen führt, ihren Sitz im fernen Bonn hat. Gestatten Sie mir daher, Ihnen die heute Abend gemeinsam mit der Stiftung Leuchtenburg gastgebende Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat kurz vorzustellen.

Im Jahr 1955 gründeten aus dem Osten Deutschlands stammende Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Bildungswesen, Wirtschaft und Verwaltung in Hannover den „Verein Mitteldeutscher Kulturrat“. Ihr Anliegen war es, „die kulturellen Belange der im Bundesgebiet ansässigen Deutschen“ aus der DDR zu vertreten. Dabei ging es ihnen nicht um politische Fragen, sondern ausschließlich um die geistigen und kulturellen Traditionen und Interessen der Menschen aus dem östlichen Teil Deutschlands.

Dieser Verein wurde 1976 in eine rechtsfähige Stiftung privaten Rechts mit Sitz in Bonn überführt. Bis zur Wiedervereinigung hat die Stiftung MKR in der Bundesrepublik durch Tagungen, Vorträge und Publikationen immer wieder auf die gemeinsame Geschichte und Kultur aller Deutschen und insbesondere das reiche Erbe des mitteldeutschen Kulturraums aufmerksam gemacht.



Dr. Michael Ludscheidt, Vorsitzender des Rats der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat, während seiner Rede im Rittersaal der Leuchtenburg am 12. September 2025, Foto: Gabriele Bohl.

Nach 1990 verlagerten sich die öffentlichkeitswirksamen Aktivitäten der Stiftung MKR zunehmend in die neuen Bundesländer. Mittlerweile kommt auch die Mehrzahl der Gremienmitglieder von dort. Alle zwei Jahre tagen die Organe der Stiftung in einem der sechs ostdeutschen Bundesländer, um über Projekte und Arbeitsvorhaben zu beraten und die Aufmerksamkeit auf die Kultur am jeweiligen Ort zu lenken.

Die Stiftung MKR unterstützt satzungsgemäß die länderübergreifende Pflege der mitteldeutschen Kultur, der Künste und Wissenschaften in den neuen Bundesländern und fördert Bestrebungen und Maßnahmen gemeinnütziger Organisationen, die sich diesen Anliegen verschrieben haben. Die finanzielle Förderung von Projekten wie z. B. Ausstellungen, Publikationen und Vortragsreihen in Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen gehört zu den Kernaufgaben der Stiftungstätigkeit. Förderanträge können jeweils bis zum 30. Juni des laufenden Jahres in der Geschäftsstelle in Bonn eingereicht werden.

Geschäftsführend wird die Stiftung durch einen dreiköpfigen Vorstand geleitet. Ihm gehören der Präsident/die Präsidentin, der Vizepräsident/die Vizepräsidentin und der Geschäftsführer/die Geschäftsführerin an. Der Vorstand hat die Aufgabe, Beschlussvorlagen für den Stiftungsrat zu erarbeiten und die Entscheidungen dieses Gremiums umzusetzen. Der Stiftungsrat setzt sich aus ehrenamtlichen Mitgliedern zusammen, die jeweils eines der sechs neuen Bundesländer vertreten. Er ist das höchste Organ und entscheidet in allen wesentlichen Angelegenheiten der Stiftung. Unterstützt werden Vorstand und Rat bei der Erfüllung ihrer Aufgaben durch den ebenfalls ehrenamtlich besetzten Beirat. Seine Mitglieder wirken durch Hinweise auf Veranstaltungen und Projekte in ihrem Herkunftsgebiet, Öffentlichkeitsarbeit und Beiträge zu den Publikationsorganen aktiv an der Erfüllung der Stiftungszwecke mit. Gestatten Sie mir einige wenige Anmerkungen zu den Veröffentlichungen der Stiftung MKR.

Seit 1994 gibt die Stiftung das „Mitteldeutsche Jahrbuch für Kultur und Geschichte“ und seit 1995 den „Kultur Report“ heraus. Während sich das „Jahrbuch“ in Aufsätzen und Gedenkartikeln vornehmlich historischen Themen der mitteldeutschen Kulturlandschaft widmet, informiert der einmal im Jahr erscheinende „Kultur Report“ über aktuelle kulturelle Ereignisse und Aktivitäten in den neuen Bundesländern.

Das „Mitteldeutsche Jahrbuch“, von dem inzwischen 32 Bände vorliegen, hat sich als ein weithin geschätztes Publikationsforum für Aufsätze und Artikel zur mitteldeutschen Kulturgeschichte etabliert und erfreut sich bei Autoren wie Lesern seit Jahren eines wachsenden Zuspruchs. Mit seinen Gedenkbeiträgen und Nachrufen, Berichten über kulturelle Einrichtungen, museale Sammlungen und Baudenkmäler kommt ihm zugleich die Funktion einer Vergangenheit und Gegenwart bedenkenden Chronik des mitteldeutschen Kulturraumes zu.

Verehrte Anwesende, ich hoffe, Ihnen einen kleinen Einblick in die Arbeit der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat vermittelt und Sie neugierig auf die von ihr herausgegebenen Periodika gemacht zu haben.

Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Aufmerksamkeit.

Michael Ludscheidt

Geschichtslandschaft Mitteldeutschland

Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen bilden eine eng verflochtene Geschichtslandschaft, die auch historische Verknüpfungen zu Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern aufweist.

Sie tauchen zyklisch in den Medien auf, die Vorschläge für ein Bundesland Mitteldeutschland. Begründet werden sie meist damit, dass sich Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen wegen ihrer relativ geringen Größe und Wirtschaftskraft zusammenschließen müssten, um zu sparen und mehr Bedeutung im föderalen Wettstreit zu gewinnen. Diese Vorstöße stehen bewusst oder unbewusst in der Tradition der 1920er-Jahre. Schon damals gab es Pläne, das Territorium Deutschlands einschneidend zu reformieren. Argumentiert wurde dabei gerne auch historisch. Aber gibt es tatsächlich so etwas wie eine mitteldeutsche Geschichte, die einem Großland erinnerungskulturelle Legitimität verleihen könnte? Gibt es darüber hinausgehende historische Entwicklungen, die einen noch weiteren Mitteldeutschland-Begriff plausibel machen?

Askanische und wettinische Machtentfaltung

Ein Blick zurück legt fraglos Gemeinsamkeiten offen. Einen frühen Anlauf zur herrschaftlichen Erfassung der Region machten die Askanier. Seit dem 11. Jahrhundert bauten sie, ausgehend von ihrem Kernraum zwischen Harz und Elbe, eine mächtige Herrschaft auf. Die Askanier prägten als Herzöge von Sachsen(-Wittenberg) und Fürsten von Anhalt große Teile des heutigen Sachsen-Anhalts und begründeten unter ihrem Stammvater Albrecht dem Bären von der Altmark ausgehend 1157 die Mark Brandenburg. Sachsen und Brandenburg rückten später in den exklusiven Kreis der sieben Kurfürstentümer auf. Unter Albrechts Nachkommen spaltete sich der Besitz der Askanier in vier Linien als Markgrafen von Brandenburg, Herzöge von Sachsen, Grafen von Anhalt und Grafen von Weimar-Orlamünde auf.

Ihre Herrschaft reichte so zeitweise vom Stettiner Haff bis nach Thüringen, von der Altmark und Anhalt bis ins heutige Polen. Allerdings konnte sich nur die 1212 begründete anhaltinische Linie um Bernburg, Köthen, Zerbst und Dessau dauerhaft behaupten. 1320 erlosch die brandenburgische Linie, deren Nachfolge 1415 die Hohenzollern antraten; die sächsische Linie ging 1423 an die Wettiner verloren. Bereits 1346 hatten die Grafen von Weimar-Orlamünde ihre Souveränität eingebüßt. Die Region wurde fortan durch Sachsen und Brandenburg-Preußen geprägt. Die Askanier hielten sich immerhin im Schatten der mächtigen Nachbarn als Kleinstaatenherrscher von Anhalt.

Die Wettiner als erfolgreiche Konkurrenten und Nachfolger der Askanier verfügten an der Schwelle zur Neuzeit um 1500 über eines der mächtigsten Territorien des Reiches, das den Raum Mitteldeutschland im heutigen Sinne weitgehend umfasste. Als Markgrafen von Meißen hatten sie sich seit 1089 die Herrschaft über Sachsen er-



*Denkmal für König und Kurfürst August den Starken in Dresden,
© Foto: Alexander Raßloff.*

kämpft. 1247 erwarben die Wettiner die Landgrafschaft Thüringen und übernahmen 1423 von den Askaniern mit Wittenberg die Kurfürstenwürde. 1519 brachte man Kurfürst Friedrich den Weisen sogar als Kandidaten für die Kaiserkrone ins Spiel. Sein Bruder Ernst konnte als Erzbischof von Magdeburg und Administrator des Bistums Halberstadt den Einfluss weiter ausdehnen.

Allerdings mündete auch diese Machtentfaltung nicht in einen einheitlichen modernen Staat. Die Wettiner splitterten ihren Besitz immer wieder auf. Die Leipziger Teilung 1485 zwischen den Brüdern Ernst und Albrecht wurde zu einer zentralen Zäsur der mitteldeutschen Geschichte. Sie führte zur Aufspaltung in eine ernestinische und albertinische Linie der Wettiner, von denen die Spur bis hin zu den Freistaaten Thüringen und Sachsen führt. Jene Teilung ging mit einer Schwächung besonders gegenüber Brandenburg-Preußen einher. Bereits nach dem Tode Ernsts von Wettin 1513 deutete sich dies an, als Albrecht von Hohenzollern Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt wurde. Nach dem Dreißigjährigen Krieg fielen beide Gebiete endgültig an Brandenburg, das mit der Altmark seit langem in Mitteldeutschland präsent war.

Kleinteilige Länderstruktur statt Großstaat

Den Albertinern gelang zwar nach dem Sieg im Schmalkaldischen Krieg 1547, der den Ernestinern die Kurwürde und alle nichtthüringischen Gebiete kostete, die Entwicklung des Kurfürstentums und späteren Königreichs Sachsen zu einem Territorialstaat mit der Residenz Dresden. Sachsen geriet jedoch nach dem glanzvollen „Augusteischen Zeitalter“ seit Mitte des 18. Jahrhunderts immer wieder auf die Verliererseite der Geschichte und büßte zwei Drittel seines Gebietes ein. Die Ernestiner splitterten ihren Besitz seit dem 16. Jahrhundert in zahlreiche kleine Herzogtümer auf, was zur Ausbildung der sprichwörtlichen Kleinstaatenvelt in Thüringen beitrug. Ihre Fortsetzung fand diese mit den anhaltinischen Duodezfürsten der Askanier.

Gleichzeitig nutzte Preußen sein zunehmendes Übergewicht, um wettinische und andere Ländereien an sich zu reißen. Mehrfach drohte das völlige Aufgehen im ungeliebten Nachbarn. Entsprechende Begehrlichkeiten reichen von der Zeit Friedrichs des Großen über die sächsische Niederlage im Strudel von Napoleons Untergang bis hin zum Preußisch-Österreichischen Krieg 1866. Auch wenn dies letztlich immer verhindert werden konnte, so dehnte sich doch die Militärmacht insbesondere auf Kosten Sachsens aus. Von 1815 bis 1944/45 gehörte der größte Teil Sachsen-Anhalts und der Regierungsbezirk Erfurt in Thüringen zur preußischen Provinz Sachsen, während auch Teile des heutigen Sachsens Preußen einverleibt waren.

Die gewaltsamen Umbrüche des 20. Jahrhunderts prägten schließlich die kleinteilige mitteldeutsche Länderstruktur aus. Sachsen weist dabei trotz aller territorialen Veränderungen im Kern die größte Kontinuität auf. Mit der preußischen Provinz Sachsen und dem 1863 vereinigten Herzogtum bzw. Land Anhalt zeichneten sich seit 1815 auch die Umriss des späteren Sachsen-Anhalts ab. 1920 schlossen sich die thüringischen Kleinstaaten zum Land Thüringen zusammen. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs und der Auflösung Preußens 1945 entstanden erstmals die drei Länder weitgehend in ihrer heutigen Gestalt. Sie wurden aber 1952 in der DDR schon wieder in kleinere Bezirke aufgeteilt. Seit 1990 sind nunmehr Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen föderale Bestandteile der Bundesrepublik Deutschland.

Geschichtslandschaft Mitteldeutschland

So mancher Landeshistoriker bedauert noch immer, dass es nicht zu jenem wettinischen Großstaat gekommen ist, wie er sich um 1500 abzeichnete. Er hätte fraglos nicht zuletzt im Wettstreit von „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ eine andere Rolle spielen können. Aber muss man dies wirklich als vertane Chance deuten? Hat nicht aus heutiger Perspektive gerade die historische Vielfalt ihren besonderen Reiz? So konnte sich dank der zahlreichen Residenzen eine einmalig dichte Kulturlandschaft vom klassischen Weimar über das Dessau-Wörlitzer Gartenreich bis zum barocken Dresden entfalten. Von Mitteldeutschland sind zudem zahlreiche Impulse für die Moderne ausgegangen.

Damit bleibt aber die Frage, ob man Mitteldeutschland tatsächlich als eine Geschichtslandschaft fassen kann. Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass der Name noch sehr jung ist und vor allem auf die Reichsreformdebatten der 1920er-Jahre zurückgeht. Einige der Vorschläge nahmen bereits die heutige Situation



Territorium der Wettiner um 1500 (Wikipedia) und Mitteldeutschland heute (Wikipedia).

voraus, indem etwa der Landeshauptmann der Provinz Sachsen Ehrhard Hübener 1929 für die drei Länder Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen innerhalb eines engeren Verbundes Mitteldeutschland plädierte. Andere Pläne sahen einen Zusammenschluss Thüringens, der Provinz Sachsen und Anhalts vor oder bezogen sogar Sachsen mit ein. Niedergeschlagen haben sich diese Großraumvisionen etwa in der Mitteldeutschen Rundfunk AG in Leipzig (1924), dem Vorgänger des heutigen MDR. Dieser Sprachgebrauch hat sich weitgehend etabliert.

Schon in den Diskussionen der 1920er Jahre spielte die übergreifende Geschichte eine wichtige Rolle. Bereits im 6. Jahrhundert hatte das mächtige Königreich der Thüringer weite Teile Mitteldeutschlands umschlossen. Die vielen historischen Verbindungen ziehen sich weiter von den Wettinern und dem „Kernland der Reformation“ bis hin zu vier Jahrzehnten DDR an der innerdeutschen Grenze. Ein einendes Band ist auch die große Kulturgeschichte als Land Luthers, Bachs, Goethes und des Bauhauses. Verstärkt wird die Gemeinsamkeit durch kulturell-sprachliche Eigenheiten. Zugleich hebt sich Mitteldeutschland bei allen Überschneidungen erkennbar von den umliegenden historischen Räumen ab.

Landesbewusstsein und historische Verknüpfung

Allerdings sollte man sich davor hüten, Mitteldeutschland in integrativer Absicht zu einer historischen Einheit zu erklären. Dem widerspricht auch, dass vor allem in Sachsen und Thüringen ein fest verwurzelter landesmannschaftliches Bewusstsein existiert. Dieses reicht weit zurück, gewinnt seit dem 19. Jahrhundert deutlich Gestalt und konnte auch in 40 Jahren DDR nicht beseitigt werden. Die sächsische Landesgeschichte mit Fixsternen wie August der Starke entfaltet eine hohe identitätsstiftende Kraft. Auch in Thüringen hielt sich immer das Bewusstsein einer historischen „Einheit in der Vielfalt“. Diese reicht bis zum Königreich und zu den sagenumwobenen Landgrafen auf der Wartburg zurück und überlagert das „Land der Residenzen“. In Sachsen-Anhalt mit seiner weniger ausgeprägten Landestraddition beruft man sich auf die vorgeschichtliche Zeit, die ottonische Königsmacht, die Reformation oder die moderne Industrieregion.

Angesichts dieses tief verwurzelten Landesbewusstseins verwundert es nicht, dass die Renaissance der Länder Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen mit zu den Forderungen der Friedlichen Revolution 1989 zählte. In den folgenden großen Umbrüchen boten die Län-



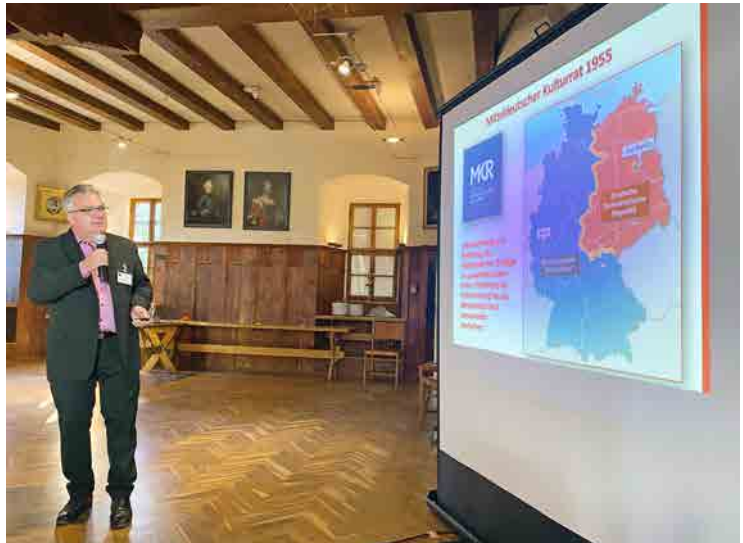
Was eint die drei Länder Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen? Was trennt sie? Diese Fragen beantwortet Historiker Dr. Steffen Raßloff in der ersten Gesamtdarstellung zur mitteldeutschen Geschichte. Von der Ur- und Frühgeschichte spannt er den Bogen bis in die jüngste Zeit. (Steffen Raßloff: Mitteldeutsche Geschichte. Sachsen – Sachsen-Anhalt – Thüringen. Sax Verlag, Markkleeberg 2019.)

der als vertraute Heimat Orientierung und Halt. Mittlerweile sind sie ein selbstverständlicher Teil des föderalen Deutschlands. So dürfte eine Mehrheit der Sachsen, Sachsen-Anhalter und Thüringer den Forderungen nach einem Bundesland Mitteldeutschland, dessen Einsparpotenzial ohnehin umstritten ist, eher skeptisch gegenüberstehen. Dem Bewusstsein der vielfachen historischen Verknüpfungen und einer engeren Kooperation, wie sie vor allem vom Mitteldeutschen Rundfunk seit gut drei Jahrzehnten verkörpert wird, muss dies aber keineswegs widersprechen.

Das größere Mitteldeutschland

Die weite Teile der neuen Bundesländer umfassende Herrschaft der Askanier konnte zwar durch das Aussterben aller Linien im Hochmittelalter mit Ausnahme Anhalts keine nachhaltige Wirkung entfalten, bildet aber dennoch eine historische Klammer der Region. Im 19. und 20. Jahrhundert reichen die historischen Verknüpfungen des von Preußen maßgeblich mit beherrschten Drei-Länder-Mitteldeutschlands bis hin zur preußischen Kernprovinz Brandenburg mit Berlin. Solche Verbindungen reichen aber auch weiter zurück. Genannt seien die traditionell guten Beziehungen zwischen Anhalt und Preußen, das dem „alten Dessauer“ Fürst Leopold I. nicht nur Gleichschritt und eisernen Ladestock verdankte. Diese Geschichtslandschaft weitet sich schließlich auch durch vier gemeinsame Jahrzehnte im Schatten des „Eisernen Vorhangs“ bis Mecklenburg-Vorpommern. Die 1990 zeitgleich gegründeten und an die von 1945 bis 1952 bestehenden Länder anknüpfenden Bundesländer Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen verbindet also einiges.

Damit ist auch der Wirkungsbereich des 1955 in der Bundesrepublik gegründeten Mitteldeutschen Kulturrates erreicht. Dieser hat die „Wahrnehmung und Vertretung der mitteldeutschen Beiträge zur gesamtdeutschen Kultur, Förderung der Kulturleistung der aus Mitteldeutschland stammenden Deutschen“ zum Ziel. Dabei lag in der Zeit der deutschen Teilung ein weiterer Mitteldeutschland-Begriff zugrunde. Dieser meinte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 die Gebiete zwischen den drei Westzonen bzw. der 1949 gegründeten Bundesrepublik und den Polen und der Sowjetunion eingegliederten deutschen Ostgebieten jenseits von Oder und Neiße, die man nicht endgültig aufzugeben bereit war. In der Hochzeit des Kalten Krieges umschrieb man damit auch die staatlich nicht anerkannte DDR. Mag dieses Mitteldeutschland auch mit dem Zwei-plus-Vier-Vertrag („Vertrag über die abschließende Regelung in Bezug auf Deutschland“) 1990 von der Mittellage in die östliche Randlage geraten sein, so hat die Stiftung MKR hier doch nach wie vor ein weites Wirkungsfeld.



Dr. Steffen Raßloff während seines Vortrags im Rittersaal der Leuchtenburg am 12. September 2025, Foto: Gabriele Bohl.

Steffen Raßloff

Literatur:

Jürgen John: „Mitteldeutschland“. Begriff – Geschichte – Konstrukt, Hain-Verlag, Rudolstadt/Jena 2001.
Europas Mitte – Mitte Europas. Europa als kulturelle Konstruktion, hg. von Kathrin Pöge-Alder und Christel Köhle-Hezinger, Jena: Collegium Europaeum Jenense 2008.

Die Leuchtenburg und der lange Weg zur Offenheit

Eine mittelalterliche Burg und die Barrierefreiheit

Burgen waren nie dafür gedacht, leicht erreichbar zu sein. Ihr Wesen bestand über Jahrhunderte gerade darin, schwer zugänglich zu bleiben, Schutz zu bieten, Macht zu demonstrieren und Menschen fernzuhalten oder festzusetzen. Dicke Mauern, enge Tore, steile Aufstiege und exponierte Höhenlagen gehörten zum Grundprinzip mittelalterlicher Wehrarchitektur. Kaum ein Ort verdeutlicht diesen historischen Widerspruch heute so eindrücklich wie die Leuchtenburg in Thüringen.

Seit über 800 Jahren prägt die weithin sichtbare Höhenburg das Saaletal. Rund 400 Meter über dem Meeresspiegel erhebt sie sich auf einem Muschelkalkfelsen oberhalb des kleinen Dorfes Seitenroda und in Sichtweite der Stadt Jena. Über viele Jahrhunderte war die Leuchtenburg nicht wie heute ein touristischer Sehnsuchtsort, sondern Verwaltungszentrum, Gerichtsort und Gefängnis. Etwa 500 Jahre lang diente sie als landesherrlicher Amtssitz und war mit der hohen Gerichtsbarkeit verbunden. Hier wurden Urteile gesprochen, Menschen inhaftiert und Strafen vollzogen.

Mit dem großen Umbau ab 1724 begann eine weitere Nutzungsepoche, die das Erscheinungsbild und die Geschichte der Burg nachhaltig prägte: Bis 1871 bestand auf der Leuchtenburg ein landesherrschaftliches Zucht-, Armen- und Irrenhaus. Hinter den Mauern lebten Gefangene, psychisch Kranke und sozial Ausgegrenzte. Die Architektur der Burg wurde in dieser Zeit zum Teil funktional verändert, um dem Strafvollzug zu dienen.

Vom Gerichtsort zum Ausflugsziel

Erst nach der Reichsgründung und einem erneuten tiefgreifenden Umbau wandelte sich die Leuchtenburg grundlegend. Ab 1873 begann die touristische Nutzung der Burg. Aus dem ehemaligen Torhaus und der alten Kaserne entstand eine der ersten Jugendherbergen Thüringens. Das frühere Arbeitshaus der Häftlinge wurde zu einem Hotel umfunktioniert. Das Männerzuchthaus verschwand zugunsten einer Gastronomie mit sogenannter Sommerhalle. Das Weibenzuchthaus wurde vollständig abgetragen, um offene und luftige Höfe zu schaffen. Aus einem Ort des Wegsperrens wurde Schritt für Schritt ein Ort der Begegnung.



Montage der Aufzugskabine im Oktober 2025. Im Hintergrund sichtbar ist die Tunnelmündung der teilunterirdischen Schrägaufzugsanlage.
Foto: Daniel Suppe, Stiftung Leuchtenburg.

Heute steht die Leuchtenburg exemplarisch für einen grundlegenden gesellschaftlichen Wandel im Umgang mit historischen Orten. Seit 2007 befindet sich die Burg im Eigentum der privaten Stiftung Leuchtenburg. Vorausgegangen waren Jahrzehnte des schleichenden Verfalls und des Leerstands, wirtschaftlicher Unsicherheit, Verkaufsabsichten und eine drohende Versteigerung. Erst durch das Engagement des Unternehmers und Stifters Sven-Erik Hitzer konnte die Burg dauerhaft gesichert werden. Mit der Errichtung der privaten Stiftung Leuchtenburg entstand ein Modell, das in Deutschland bis heute ungewöhnlich ist: Die Leuchtenburg wird ohne laufende Grundfinanzierung betrieben und im Wesentlichen aus eigener Kraft erhalten. Eintrittsgelder, Veranstaltungen, Gastronomie und Tourismus tragen die Finanzierung von Erhalt und Betrieb.

Damit hat sich die ursprüngliche Funktion der Burg nahezu ins Gegenteil verkehrt. Wo früher Hürden errichtet wurden, sollen diese heute verschwinden. Wo einst eingeschlossen wurde, sollen Menschen eingeladen werden. Die Herausforderung besteht darin, diesen Wandel auch baulich sichtbar und nutzbar zu machen.

Teil-unterirdisch hinauf zur Leuchtenburg

Gerade für ältere Menschen oder Gäste mit körperlichen Einschränkungen stellte der steile Aufstieg zur Leuchtenburg lange Zeit eine erhebliche Belastung dar. Die schmale Zufahrtsstraße ließ keinen dauerhaften Shuttleverkehr zu, die Topografie des Burgberges setzte dem Zugang natürliche Grenzen. Gleichzeitig gehört genau diese exponierte Lage zum Charakter der Anlage. Die zentrale Frage lautete daher über viele Jahre: Wie kann eine mittelalterliche Höhenburg barrierearm erreichbar werden, ohne ihren historischen Ausdruck zu verlieren?

Die Suche nach einer Lösung und bautechnischen Umsetzung dauerte über ein Jahrzehnt. Unterschiedliche Varianten wurden geprüft, diskutiert und wieder verworfen. Technische Machbarkeit und wirtschaftliche Aspekte mussten dabei mit Fragen des Denkmal- und Landschaftsschutzes in Einklang gebracht werden. Die Eingriffe sollten möglichst zurückhaltend bleiben und die historische Silhouette der Burg nicht dominieren.

Schließlich entschied man sich für eine teilunterirdische Lösung. Entstanden ist ein Schrägaufzug, der in Deutschland in dieser Form an einer Höhenburg bislang einzigartig ist. Die Talstation liegt weitgehend verborgen unterhalb des Burgberges und umfasst rund 500 Quadratmeter Nutzfläche. Von dort verläuft die Strecke zunächst fast 40 Meter durch einen Tunnel im Muschelkalk, bevor die Trasse über mehr als 100 Meter offen den Hang hinaufführt.

Der Aufzug überwindet insgesamt rund 61 Höhenmeter auf einer Strecke von etwa 146 Metern. Die Kabine bietet Platz für bis zu 30 Personen und erreicht die Bergstation innerhalb von siebzig Sekunden. Betrieben wird die Anlage elektrisch und vollautomatisch. Die eigentliche Bergstation bleibt bewusst zurückhaltend gestaltet.

Sie ist das jüngste Gebäude der Leuchtenburg und fügt sich mit ihrer reduzierten Holzarchitektur sowie einer Verkleidung mit anthrazitfarbenen Faserzementplatten sensibel in die Gesamtanlage ein.

Besonders wichtig war den Verantwortlichen, dass der Aufzug nicht unmittelbar in die Burg hineinführt. Die historische Dramaturgie des Ortes sollte erhalten bleiben. Besucher erreichen weiterhin zu Fuß den Burghof, durchschreiten Tore und Mauern und erleben den symbolischen Moment des Ankommens. Die Burg wird also nicht „wegmodernisiert“, sondern in ihrer historischen Wirkung weiterhin erfahrbar gemacht.

Der Freistaat Thüringen unterstützte das Vorhaben maßgeblich im Rahmen der touristischen Infrastrukturförderung. Gleichzeitig fließen die eingesetzten Gelder unmittelbar in den Wirtschaftsstandort Thüringen zurück, da zahlreiche regionale Handwerks- und Bauunternehmen an Planung und Umsetzung des Projektes beteiligt waren.

Ein neues Kapitel der Burrgeschichte

Der Schrägaufzug steht damit auch exemplarisch für die Frage, wie historische Kulturorte im 21. Jahrhundert zugänglich gemacht werden können, ohne ihre Identität zu verlieren. Als denkmalgeschützte Anlage steht



*Blick auf die Leuchtenburg mit der neuen Bergstation und der Schrägaufzugstraße. In einer Sichtachse verbinden sich hier der Bergfried aus dem 13. Jahrhundert, die Wehrtürme des 15. Jahrhunderts und die Bergstation als jüngstes Bauwerk des 21. Jahrhunderts.
Foto vom Mai 2026: Daniel Suppe, Stiftung Leuchtenburg.*

die Burg im Spannungsfeld zwischen Authentizität und Teilhabe und versucht einen Weg zu beschreiten, der beides miteinander zu verbinden weiß.

Parallel zum Aufzug wurden in den vergangenen Jahren zahlreiche weitere Maßnahmen direkt auf der Burg zum Abbau von Barrieren umgesetzt. Wege wurden neu gepflastert, barrierearme Zugänge geschaffen und zentrale Bereiche der Burganlage auch mit zwei innenliegenden Aufzugsanlagen erschlossen. Darüber hinaus stellte sich die Leuchtenburg der bundesweiten Zertifizierung „Reisen für Alle“, einem Kennzeichnungssystem für barrierefreie Tourismusangebote, das Gästen verlässliche Informationen zur Zugänglichkeit und Nutzbarkeit touristischer Einrichtungen bietet. Dennoch bleibt die Auseinandersetzung mit dem historischen Bestand eine dauerhafte Aufgabe. Türme, Wehrgänge und einzelne Gebäudeteile lassen sich nur begrenzt an moderne Anforderungen anpassen. Umso stärker gewinnt die Frage an Bedeutung, wie viel Offenheit historische Orte künftig leisten können und wie kulturelles Erbe für möglichst viele Menschen zugänglich wird. Oft sind es bereits kleine Maßnahmen und ein Umdenken im Kopf, die große Schritte in Richtung Barrierefreiheit bewirken können.

Mit der geplanten Eröffnung des Schrägaufzugs im Herbst 2026 endet nach rund drei Jahren Bauzeit eines der größten Infrastrukturprojekte in der jüngeren Geschichte der Leuchtenburg. Gleichzeitig beginnt damit ein neues Kapitel der Burrgeschichte. Nach Jahrhunderten als Ort der Abgrenzung und Kontrolle entwickelt sich die Leuchtenburg zunehmend zu einem Symbol für kulturelle Offenheit und gesellschaftliche Teilhabe. Vielleicht liegt gerade darin die eigentliche historische Pointe dieses Projekts: Ausgerechnet eine mittelalterliche Burg arbeitet heute daran, möglichst ohne Barrieren erreichbar zu sein.

Ulrike Kaiser

Stiftung Leuchtenburg, Dorfstraße 100, 07768 Seitenroda, www.leuchtenburg.de
Die Leuchtenburg ist ganzjährig täglich geöffnet.

Eine sehr weiche Klangbildung

Das Schicksal der Orgeln auf der Leuchtenburg

In den heute noch in den Archiven erhaltenen Einnahmen- und Ausgabenrechnungen des Amtes Leuchtenburg findet sich in einer Inventarliste aus dem Jahr 1489 ein erster schriftlicher Beleg für die Burgkapelle mit einem Altar. Deren Lage, östlich an den Bergfried anschließend, blieb vermutlich bis heute unverändert, auch wenn Größe und Ausstattung differierten.

Das bis heute schlimmste Ereignis in der 800-jährigen Burrgeschichte war der verheerende Brand am 18. Juli 1658. Nahezu die gesamte Kernburg wurde aus nicht bekannter Ursache erheblich zerstört, und damit auch die Burgkapelle. Eine mögliche Brandursache könnte ein Blitzeinschlag in den Bergfried als höchstem Punkt in der gesamten Umgebung gewesen sein. Bereits 1602 waren durch diesen Umstand die Spitze des Turmes und die angrenzende Amtsstube erheblich beschädigt worden. Erst ab dem Frühjahr 1666 begann der Wiederaufbau – die Kapelle wurde jedoch erst wesentlich später saniert, 1712.

Am 5. September 1824 wurde die neue Orgel auf der Leuchtenburg eingeweiht. Orgelbaumeister war Johann Christian Gerhard aus Dorndorf, der ein Jahr zuvor den Auftrag zum Orgelbau erhalten hat. Die Baukosten der neuen Orgel beliefen sich auf 350 Taler. Sie wurde mit zwei Blasebälgen betrieben, war einmanualig und besaß acht klingende Register inklusive Bassregister im Pedal. Für das Orgelgehäuse wurde Kiefernholz verwendet.

Der Zahn der Zeit nagte aber auch an der Orgel, und so gab es bald Unmut über die Missstimmung der Orgel. Ein „schreiendes Cornett“ sollte durch eine angenehmere Flötenstimme ersetzt werden. So wurde 1855 der Orgelsachverständige Friedrich Nagel um Beratung und Bestandsaufnahme gebeten. Sein Gutachten ist bis

heute erhalten und liefert weitere Details zur Orgel. Nagel konstatierte, dass „man mit einer Veränderung in der Stimmen-Disposition dieses guten und schönen, von dem vorzüglichen Orgelbaumeister Gerhard erbauten Werckchens, sehr vorsichtig seyn muss, um dem Ganzen nicht zu schaden.“¹

Nach der Schließung des Zuchthauses kam auch die Orgel ins Altenburger Lehrerseminar. Das heute als Friedrichsgymnasium bekannte Gebäude wurde zu Zwecken der Lehrerausbildung 1861 eingeweiht. Ein wesentlicher Bestandteil der Ausbildung war der Musikunterricht, und so stand auch das Orgelspiel obligatorisch auf dem Plan.

Die Leuchtenburgorgel war die erste, die für die Lehrerausbildung angeschafft wurde. Später erhöhte man den Bestand auf bis zu fünf Orgeln. 1880 wurde berichtet, dass die Orgel verschmutzt und abgenutzt sei und dringend einer Reinigung bedürfe. Man veranschlagte dafür 100 Mark. Die Kosten wurden bewilligt und die Arbeiten ausgeführt. Seit Januar 1884 betreute der Orgelbauer Ladegast aus Weißenfels alle Orgeln des Lehrerseminars und führte weitere Reparaturen und Pflegearbeiten an den Orgeln durch.

1902 zog das Lehrerseminar in ein anderes Gebäude, und die Spuren der alten Burgorgel verlieren sich. Ladegast war 1902 mit dem Abbau und dem Wiederaufbau der Orgeln sowie dem Neubau einer große Aula-Organ beauftragt. Ein letzter Hinweis findet sich: Alle alten Seminarorgeln wurden 1902 überarbeitet und auf fünf Stimmen reduziert. Hier war schon keine klare Unterscheidung der Orgeln zu erkennen, und durch das Fehlen weiterer Angaben ist heute noch unklar, ob die alte Leuchtenburgorgel noch existiert.

Über die Jahrhunderte hinweg war die Burg Zuchthaus, Jugendherberge und Museum. 1871 schloss das Zuchthaus Leuchtenburg. Die letzten Gefangenen überführte man in eine andere Anstalt. Das Zuchthaus-Mobiliar wurde öffentlich versteigert – bezüglich des Kircheninventars erging eine Weisung der Kultusabteilung der Landesregierung, alle Gerätschaften nach Altenburg abzuliefern.



Die Steinmeyer-Organ von 1930 aus der Ottilienkirche in Pfaffenhofen, Foto: Ina Köllner.



Die Organistin Ina Köllner, Foto: Ilka Kunze.

Nach kurzem Innenausbau eröffnete 1873 im alten Arbeitshaus ein komfortables Logierhaus mit Gastwirtschaft für Hotelgäste. Dem regionalen Geschichts- und Altertumsverein Kahla wurde erlaubt, auf der Burg seine heimatkundliche Sammlung zu präsentieren. Ab 1921 richtete man in der ehemaligen Kaserne des Zuchthauses die erste Jugendherberge Thüringens ein. 1927 wurde auch die Kapelle wieder saniert und in den Folgejahren fanden wieder in unregelmäßigen Abständen Gottesdienste statt. 1954 bekam die Leuchtenburgkapelle eine neue, wenn auch zweckentfremdete Bestimmung als Museum.

1 Auskunft durch Dr. Ulrike Kaiser, Stiftung Leuchtenburg.



Detail der Steinmeyer-Orgel in der Kapelle der Leuchtenburg, Foto: Ina Köllner.

Seit der Überführung der Orgel nach Altenburg gab es keine Orgel mehr und die Kapelle der Leuchtenburg wurde nicht mehr als solche genutzt. Der Name „Kapelle“ ging aber im landläufigen Sprachgebrauch über die Jahre nicht verloren, und der Gedanke, irgendwann wieder einen richtigen Kirchenraum einzurichten, beschäftigte viele. Einen ersten Vorstoß in diese Richtung unternahm 1997 das Standesamt der Verwaltungsgemeinschaft Südliches Saaleetal, indem es wieder Trauungen oben auf der Burg anbot. So wuchs der Gedanke, diese Kapelle wieder ihrem ursprünglichen Zweck zuzuführen. 2007 wurde die Burganlage in die gemeinnützige Stiftung Leuchtenburg überführt, und der ehemalige Landrat Wolfgang Fiedler konkretisierte den Plan, wieder einen religiösen Raum zu schaffen.

Am Reformationstag 2008 fand der erste evangelische Regionalgottesdienst unter dem Motto „Ein feste Burg ist unser Gott“ statt, und 2009 folgte der erste ökumenische Kreuzweg am Karfreitag – zwei Traditionen, die bis zum heutigen Tage gepflegt werden.

Eine erste Maßnahme, das einstige Gotteshaus wieder zu beleben, war die Suche nach einer geeigneten Orgel.² So fuhren eine Gruppe von Burg- und Kirchenfreunden im April 2013 nach Valley in Oberbayern, zu Dr. Sixtus Lampl, dem ehemaligen Oberkonservator am Bayrischen Landesamt für Denkmalpflege.

Viele kleine und größere historische Orgeln mit pneumatischer Traktur wurden zwischen den 1950er und 1970er Jahren durch mechanische und dem Zeitgeist entsprechende Instrumente ersetzt. Die meisten historischen Instrumente gingen dabei verloren oder wurden komplett umgebaut. Umso erfreulicher ist es, dass ein fachkundiger Orgelsachverständiger, Sixtus Lampl, einige solcher Orgeln gerettet, eingelagert und liebevoll aufgearbeitet hat.

Nachdem die Suche nach der Ursprungsorgel der bereits 1746 geweihten Leuchtenburgkapelle vergeblich endete, entschied man sich also, im Orgelzentrum Valley ein adäquates Instrument zu finden. Die Wahl fiel auf die Steinmeyer-Orgel von 1930 aus der Ottilienkirche in Pfaffenhofen, Ortsteil Roth, die ein ganzes Jahrhundert jünger als die ursprüngliche Gerhard-Orgel war.

Trotz ihrer pneumatischen Spielweise war sie ansonsten in Disposition und Größe der ehemaligen Christian-Gerhard-Orgel auf der Leuchtenburg sehr nahe. Außerdem war sie mit ihren zwei Manualen und einem normal ausgebauten Pedal für die heutige Spielweise entgegenkommender und der Klang in ihrem neuen Aufstellungsort auf der Leuchtenburg sehr überzeugend. So bekam die Kapelle im Juli 2013 wieder eine klingende Seele – und der erste Schritt zur erneuten Kirchweihe war getan.

Die kleine Orgel besitzt sechs klingende Register und fünf Koppeln verteilt auf zwei Manuale und ein Pedal. Sie zeichnet sich durch eine künstlerische, romantische und sehr weiche Klangfarbe aus mit ihren Streicher-, Flöten- und Prinzipalchören. Beim vollen Spiel mit allen Sub- und Superkopplungen entwickelt sie eine erstaunliche Klangstärke und einen eigenen Glanz.

Die Orgel als Königin der Instrumente kann in ihren großen klanglichen Facetten die unterschiedlichsten Charaktere in der Musik darstellen. Das ist nun hier auf der Leuchtenburg wieder möglich. Sie füllt den neuen Kirchenraum wunderbar aus und begleitet Gottesdienste, Trauungen, Taufen und andere Festveranstaltungen auf der Burg. Möge ihr Klang zum Lobe Gottes nie mehr verstummen. SOLI DEO GLORIA.

Ina Köllner

² Gemäß Auskunft von Dr. Sixtus Lampl, Orgelzentrum Valley.

Weinbau in Seitenroda vom Mittelalter bis in die Moderne

Mit den Lobdeburger Grundherren der Leuchtenburg brachten im 12. Jahrhundert die Zisterzienser Mönche aus Franken die Kenntnis von Rebkulturen auch in unsere Umgebung. Im 15. und 16. Jahrhundert gab es im Amt Leuchtenburg mit ca. 40 Dörfern und zwei Städten in der Gegend von Kahla bis Orlamünde 1.200 Hektar Weinland. Nur 30 Hektar Fläche waren Amtsw Weinberge, u. a. um die Leuchtenburg herum. Die Seitenrodaer Weinbauern mussten neben den eigenen Weinflächen in Fronarbeit auch die herrschaftlichen Weinberge bestellen. Sie waren gezwungen, gegen Abgabe von 20 % der Ernte, dem „Kelterbann“, die adeligen Weinkeller zu nutzen. Thüringen gehörte im Spätmittelalter zu den bedeutendsten Weinbaugegenden Deutschlands mit über 700 weinbautreibenden Orten.

Verbreitet waren die Weinberge insbesondere in der Thüringer Mulde, an dessen Südost-Rand sich Seitenroda befindet mit Weinbergen auf 360 Meter über Normalnull. Tektonische Elemente wie der Leuchtenburggraben als geologische Störungszone wurden hier historisch besonders für Weinbau auf flachen Hängen genutzt. Der geologische Untergrund ist der obere Buntsandstein mit Lößauflagen und Muschelkalk. Diese Böden sind besonders geeignet für den Weinbau, da sich aufgrund des Tonreichtums tiefgründige Böden bilden, die Vorteile für das tiefe Wurzelsystem der Rebe bieten.

Am Ende des 16. Jahrhunderts verschlechterten sich die Anbaubedingungen durch den Abfall der Durchschnittstemperatur um 4° Celsius, Frostschäden, Missernten und die Nachfrage nach Getreide durch das Bevölkerungswachstum in der Renaissance. Dies führte zum Rückgang des Weinbaus in ganz Mitteldeutschland.

Schließlich zerstörte Ende des 19. Jahrhunderts die aus Amerika eingeschleppte Reblaus und der Mehltau die restlichen Weinkulturen fast vollständig. Vereinzelt findet man heute noch jahrhundertealte Reben, Terrassen und Trockenmauern als Zeitzeugen der alten Weinkultur um Seitenroda.

Durch die gegenwärtige Klimaerwärmung verbessern sich die Anbaubedingungen für den Weinbau. Am Südhang der Leuchtenburg wurde im Jahr 2000 auf historischen Flächen durch den Förderkreis Leuchtenburg e. V. ein halber Hektar mit 1.500 Rebstöcken der Sorte Weißer Gutedel und Blauer Portugieser aufgerebt.



Tympanon der Kirche in Gumperda aus dem 12. Jahrhundert, mit Adam und Eva im Weinberg sowie dem typischen Arbeitsgerät der Weinbauern, dem Karst, Quelle: Museum Leuchtenburg, Foto: Ulrike Kaiser.

In den Jahren 2018 bis 2023 legte die Familie Leichsering zwei Hektar Weinberge rund um Seitenroda in Tradition an die historischen Anbauflächen an. Auf den fünf Weinbergen in Südlage gedeihen primär sogenannte „Zukunftsweine“, pilzwiderstandsfähige Rebsorten (PIWI) wie Cabernet Cortis, Sauvignier Gris, Sauvignac oder Riesel. Diese modernen, nachhaltigen Rebsorten kommen ohne chemische Pflanzenschutzmittel aus und bringen charaktervolle und eigenwillige Weine hervor. Die Weinberge des Weinhauses Leichsering werden nach ökologischen Grundsätzen ohne gesundheitsschädliche Pestizide bewirtschaftet. Die Trauben werden sorgfältig von Hand gelesen und zu Qualitätsweinen ausgebaut, mehrfach prämiert und haben einen ausdrucksstarken Geschmack.



Darstellung der Leuchtenburg mit Weinberg am Südhang, gezeichnet von Schulze, um 1850. Archiv Museum Leuchtenburg.

Gäste erleben im Weinhaus Leichsering nicht nur edle Tropfen im Glas, sondern auch lebendige Weintradition. Angeboten werden moderierte Weinproben direkt am Weinberg, geführte Weinwanderungen und Geocaching entlang der Weinberge. Zudem lädt das Weinhaus jährlich zum traditionellen Weinbergfest ein und veranstaltet die besondere Kulturreihe „Wein & Geist“ auf der historischen Leuchtenburg mit regionaler Kleinkunst.

Das Weingebiet Thüringen und auch die Weinberge in Seitenroda gehören zum geschützten Qualitätsanbaugebiet Saale-Unstrut. Die idyllische Weinregion, auch „Toscana des Nordens“ genannt, liegt am 51. Breitengrad zwischen den Flüssen Saale und Unstrut und erstreckt sich über drei Bundesländer: Brandenburg im Norden, Sachsen-Anhalt in der Mitte und Thüringen im Süden. In Thüringen gibt es über 60

Weingüter und ca. 135 Hektar Rebfläche mit Schwerpunkt um Bad Sulza und im Weimarer Land. Diese Region zählt zu den niederschlagsärmsten in Deutschland, und die durchschnittliche Erntemenge liegt bei nur 50 Liter/Hektar, die Hauptrebsorte ist Müller-Thurgau. Das Typische für Saale-Unstrut-Weine sind dabei feingliedrige, spritzige und fruchtige Weine. Besonders Weißweine gedeihen in diesem Klima zu edlen Tropfen.

Caterina Leichsering

Literatur:

Helmut König, Heinz Decker: Kulturgut Rebe und Wein. Springer Verlag Berlin, 2013.

Gerd Seidel, Gerhard Weise: Zur Lage der Weinberge in der Thüringer Mulde, 2018, Beitr. Geol. Thüringen, N. F. 24, Jena 2018, S. 103-118.

Caterina Leichsering: Weinbau vom Mittelalter bis in die Moderne, in: 800 Jahre Leuchtenburg & Seitenroda, 2022.

Momentaufnahme. Das Fotoarchiv Mittelmann

Porträts mit und ohne Geschichte(n)

Mehr als 2.000 Glasnegative wurden 1988 auf dem Dachboden des Wohnhauses Peterssteinweg 15 in der Leipziger Südvorstadt entdeckt. Ihre Existenz war jahrzehntelang vergessen. Es handelte sich um das Archiv des Fotografen Abram Mittelmann (1876–1942), der von 1909 bis 1938 hier arbeitete und mit seiner Familie auch lebte. Obwohl es sich meist um „Alltags“-Porträts handelt, kam ein deutschlandweit einzigartiger Foto-Schatz ans Licht, umfasst es doch etwa 1.800 Porträts, darunter nicht wenige von jüdischen Männern, Frauen und Kindern.

Zunächst konnten in der DDR nur wenige von ihnen identifiziert werden. Dies machte den Bedarf einer tieferen Erforschung deutlich. Doch dauerte es seither noch bis 2022, bis das Archiv aus Privatbesitz an die Familie des im Nationalsozialismus verfolgten und ermordeten Fotografen zurückgegeben werden konnte. Die in Frankreich lebende Enkelin Nadia Vergne hat die Fotos sofort großzügig zur Erforschung und Bildungsarbeit bereitgestellt. Sie unterstützt die Erinnerungsarbeit in Leipzig durch eigenes Wissen und Recherchen zu ihrer Familie. Es war der Beginn einer vernetzten Forschungsarbeit unter der Projektleitung von Johanna Sängler, als Vorleistung zu einer Ausstellung im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig, deren Bedeutung über die Lokalgeschichte weit hinausgeht.

Zunächst wurden die Fotos digitalisiert und mit ihren Namensbeschriftungen (sofern vorhanden) in einer Datenbank erfasst.¹ Der Historiker Achim Beier, in Leipzig Koordinator für die Stolpersteinprojekte, übernahm im Austausch mit mehreren ehrenamtlichen Stadthistorikern die erste inhaltliche Erschließung. Im Sommer 2025 konnten bereits etwa hundert Porträts, nicht nur jüdischer Einwohner, sicher erkannt und biografische Daten ergänzt werden – mehr als erhofft. Seitdem werden alle neuen Erkenntnisse hier eingegeben. Inzwischen sind es mehr als 800 Personen.²

Einzigartiger Fund

Warum ist das wichtig und sinnvoll? Abram Mittelmann und seine im Geschäft mitarbeitenden Kinder Eugen Leon (geboren 1906), Nadja (geboren 1909) und Siegfried (geboren 1917) waren Handwerker im besten Sinne des Wortes, führten das Traditionsgeschäft an der Ecke in einer Hauptverkehrsstraße der Leipziger Südvorstadt. Und sie warben mit hochwertigen und zugleich preiswerten Porträts, nicht wenige Schauspielerinnen, Tänzer oder Sänger der Leipziger Bühnen zählten zu ihren Kunden. Auf diese Weise blieb mit den Fotonegativen eine Momentaufnahme aus dem Leben einer deutschen Großstadt um 1930 erhalten: Vom Passbild eines Arbeiters bis zum Familienfoto einer Kaufmannsfamilie oder dem Freundschaftsbild junger Mädchen, von der Autogrammkarte einer Tänzerin bis zum stolzgeschwellten Porträt



*Siegfried Mittelmann als Kind.
Foto: Abram Mittelmann, um 1922.*



*Abram Mittelmann, Porträt oder
Selbstporträt, um 1920.*



*Die Kunstsammlerin Hedwig Platky.
Foto: Atelier Mittelmann, vor 1938.*

1 Sammlungsdatenbank mit Fotoarchiv Mittelmann: https://www.stadtmuseum.leipzig.de/ete?action=addFilter&filter=web_intranet_doctype&term=Fotoarchiv%20Mittelmann, Zugriff am 29.04.2026.

2 Abram Mittelmann – Wikipedia, Zugriff am 29.04.2026.

eines jungen SA-Mannes findet sich die gesamte Breite der Gesellschaft am Umbruch zwischen liberaler Weimarer Republik und NS-Diktatur. Das ist kostbar, denn von der damals mehr als 13.000 Mitglieder zählenden Jüdischen Gemeinde in Leipzig sind kaum noch Spuren und fast keine Fotos erhalten, die meisten Ermordeten oder Vertriebenen vergessen. Die Recherchearbeit ist aufwendig, denn nur wenige Negative sind im Archiv beschriftet. Zugleich liegen Familienverhältnisse der Porträtierten, Herkunft und Stellung, ihre Berufsbiografien und ihr Schicksal bisher im Dunkeln.

Die Ausstellung setzt mit neuen Rechercheergebnissen über Leipzig hinaus neue Impulse für die Geschichte des jüdischen Lebens der 1920er/1930er Jahre allgemein. Wir können Verfolgten nun wieder Auge in Auge begegnen. Zugleich gibt es von Nicht-Jüdischen und von Nicht-Prominenten allgemein nur wenige Fotos in öffentlichen Sammlungen. Und damalige Mitglieder der NSDAP sorgten nach 1945 tunlichst dafür, dass ihre Fotos mit Parteiabzeichen oder Uniform verschwanden – im Fotoarchiv sind mehr als 100 wieder namentlich sichtbar.



Abschied von Selma Samter. Gruppenbild der Familien Mittelman und Samter vor der Emigration. Foto: Siegfried Mittelman, um 1934.

Gesichter der Zeit

Seit dem 3. Juni zeigt eine Ausstellung zunächst gleichsam als „Nahaufnahme“ mehr als 70 Fotos aus dem Archiv im Kontext der Stadtgeschichte mit ihren jüdischen Facetten, zwischen 1904 und 1938, der Lebenszeit des Fotografen in Leipzig. Seine Einwanderungsgeschichte aus dem Zarenreich, die Familiengründung und Etablierung des Geschäfts bis zur erzwungenen Schließung 1938 sind das Zentrum der Ausstellung, um das sich Aspekte wie die fotokünstlerische Qualität, die Überlieferung der Glasplatten und vor allem die Lebenswege ausgewählter Menschen, deren Porträts erhalten sind, gruppieren. Am Beispiel Leipzig wird das Zusammenleben von Juden und ihren nichtjüdischen Nachbarn in einer deutschen Großstadt der Zwischenkriegszeit und des beginnenden Nationalsozialismus sichtbar. Zu einzelnen Ereignissen und Organisationen der jüdischen Community sind die Fotos das einzige erhaltene Bildmaterial, etwa einer Messe des Vereins jüdischer Handwerker im Januar 1933 oder von jüdischen Jugendgruppen. Auch die in Leipzig 1912 gegründete Höhere Israelitische Schule ist Thema anhand solch persönlicher und berührender Leben. Sie wurde bis zu ihrer erzwungenen Schließung 1942 von Tausenden Kindern besucht, darunter den drei Kindern der Mittelmans. Einige wurden im Atelier fotografiert, wie aufwendige Recherchen ergaben. Berührende Filminterviews mit vier ehemaligen Leipzigerinnen, die in den 1990er Jahren über ihre Kindheit und Emigration sprachen, ma-

chen diese Porträts lebendiger. Da offenbar die meisten Aufnahmen in den 1920er Jahren bis 1938 entstanden sind, liegt ein Kristallisationspunkt auf der Verfolgung der Betroffenen sowie der sukzessiven Zerstörung des jüdischen Lebens in Leipzig. Das Projekt kann damit helfen, die scheinbare „Normalität“ in der NS-Diktatur und den ebenso alltäglichen Antisemitismus sichtbarer und damit als beklemmende Lektion für heute greifbar zu machen.



Straßenszene beim Kapp-Putsch in Leipzig (Vorlage für eine Postkarte). Foto: Atelier Mittelman, 1920.

Ab November 2026 werden dieser Schau unter dem Titel „Kontraste. Perspektiven“ noch weitere Ergebnisse hinzugefügt: Die erweiterte Ausstellung wird sich dem künstlerischen Werk des ältesten Sohns Eugen Leon Mittelman (1906–1986) widmen. Er experimentierte schon ab 1925 nachweislich mit Fototechniken, schuf Collagen und Montagen und ist der Urheber

eines großen Teils der Künstlerporträts im Atelier. Daneben publizierte er zu Bildtechniken und arbeitete als Werbegrafiker und Illustrator für Zeitschriften und Buchverlage, bis er 1933 nach Frankreich floh. Einige seiner Publikationen und fachlichen Netzwerke konnten erst jetzt identifiziert werden, weitere Funde sind zu erwarten. Auch eine größere Anzahl ungewöhnlicher Porträts wird zu sehen sein. Zu den „Kontrasten“ werden neue Archivfunde zur erfolgreichen Berufstätigkeit und dramatischen Verfolgungsgeschichte von Abram Mittelmann nach 1933 gehören. Er und seine Familie teilten das Schicksal aller jüdischer Einwohner, aber nur zu wenigen sind überhaupt Dokumente auffindbar.

Online-Angebote und Wanderausstellung

Die deutsch- und englischsprachige Wanderausstellung kann ab April 2027 auch von anderen Kultureinrichtungen entliehen werden. Die Themen werden auf mobilen Elementen in Form großer aufgestellter Holzkoffer gezeigt. Die Erzählung geht immer von den Fotos des Archivs aus, denn sie sind fast die einzigen eigenen Hinterlassenschaften der Familie. Aufgrund ihrer Verfolgung seit 1933, Ausweisung und Flucht 1938/39 und Ermordung Abram Mittelmanns im belgischen Exil 1942 ist fast nichts geblieben. Porträts, Gruppenbilder, Familienfotos wurden so ausgewählt, dass davon ausgehend Aspekte der Familiengeschichte, ihrer meist jüdischen Freunde und Bekannten, des Geschäfts mit der ästhetischen Entwicklung gezeigt werden können. Ein Tisch mit bereit liegenden Fotos, Texten und Kopien von Archivmaterialien dient als Forschungsstation, die als Anregung für Citizen Science, also zur Mitarbeit für die Gäste dienen soll. Sie zeigt anhand von mehr als 30 Biografien, wie das Projektteam Lebensgeschichten der Abgebildeten recherchierte und welche Quellen für alle nützlich sind, die das auch tun wollen.



Mendelssohn-Trio mit den jüdischen Musikern Afrem Kinkulkin (Violoncello), Hella (Mandelbrot-)Chitrik (Klavier) und Leo Schwarz (Violine), Foto: Atelier Mittelmann, um 1933/1935.

Noch tiefere Einblicke macht der direkte Blick ins Archiv möglich: Parallel zur Ausstellung ist die Projektwebseite freigeschaltet.³ Sie nimmt neue Lebens- und Forschungsgeschichten auf, stellt Bildungsmaterialien bereit, informiert über Veranstaltungen und bietet einen einfacheren Zugang zur Datenbank, damit Menschen aus aller Welt aktiv mitarbeiten können. Zum Begleitprogramm gehören klassische Formate wie Führungen, Abendvorträge zu Themen wie jüdischen Künstlern an Leipziger Theatern und Klangkörpern um 1930 oder der ästhetischen Entwicklung der Fotografie zum „Neuen Sehen“. Die Konferenz der Stadtgeschichte am 6. November 2026 widmet sich ganz dem aktuellen Forschungsstand zur jüdischen Geschichte Leipzigs und den Zukunftsperspektiven.

Johanna Sängler

Die Sonderausstellung „Momentaufnahme. Das Fotoarchiv Mittelmann“ ist bis zum 4. April 2027 zu sehen im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig, Böttchergäßchen 3, 04109 Leipzig, Telefon 0341-96 51 340, Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag/Feiertage 10 bis 18 Uhr
Website <https://www.stadtgeschichtliches-museum-leipzig.de>

Das Museum ruft Besucherinnen und Besucher zur Identifikation der noch rund 1.000 unbekannten Porträtierten auf, um deren Schicksale zu klären.

³ <https://www.fotoarchiv-mittelmann.de>.

Museumsobjekte, Schlösser, Parklandschaften

Jürgen Karpinski (1941–2025) –
meisterhafter Fotograf der Dresdener Kunstschatze

Als bereits wenige Monate nach dem Herbst 1989 etablierte Verlage der Alt-Bundesrepublik ihre Hausfotografen in die „unbekannten Landstriche“ schickten, um dort alles, was sich irgendwie vermarkten ließ, mit dem Ziel abzulichten, möglichst geschwind frisch produzierte Bildbände und Reiseführer auf den Buchmarkt zu werfen, brachten die Entsandten nicht allein die modernste Technik mit, sondern auch bestes Geschick, sich neuen Auftraggebern anzubieten. Vermarktungsstrategien waren in dem untergehenden Land ein beinahe unbekanntes Fach. Ostdeutsche Fotografen hatten es quasi über Nacht mit Bedingungen zu tun, unter denen sich mancher nur schwer behaupten konnte.

Der seit Anfang der 1970er-Jahre in Dresden ansässige Lichtbildner Jürgen Karpinski gehörte zu denen, die sich nicht verdrängen ließen. Am 29. September 1941 in Großhain geboren, hatte er sich nach einer Fotografenlehre in Dresden und dem anschließenden Studium an der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) Leipzig von 1964 bis 1969 sogleich selbstständig gemacht, wenig später wurde er Mitglied im Verband Bildender Künstler. In seinen frühen Arbeiten hatte er sich der farbigen Wiedergabe von Landschaftsmotiven und dabei immer wieder einem besonderen Sujet gewidmet: von den Urkräften Wasser und Wind geformte Stilleben der Natur, entstanden ohne jegliche Manipulation durch menschliches Zutun, schroffe Felsbrocken und abgeschliffenes Geröll, Schwemmholz und mit getrocknetem Tang behangene Wurzeln. Gewissermaßen sind solch skulpturale Objekte verwandt mit Karpinskis bald gefundenem Hauptbetätigungsfeld, dem er lebenslang treu blieb. Denn die ganz unregelmäßig geformten Gebilde entziehen sich ebenso der einfachen Transformation in die zweidimensionale Ebene wie die in den Dresdener Museen bewahrten Kunstschatze, bestehend aus spiegelnden Oberflächen wie strahlend weißen Porzellanen, glänzenden Metallen und faltenreichen Stoffen, schimmernden Edelsteinen oder polierten Edelhölzern. Die dreidimensionalen, raffiniert geformten Kunstobjekte, oft gefertigt aus unterschiedlichen Materialien, enthalten winzige Details, auf die es ebenso ankommt wie auf die große Form.



Jürgen Karpinski, Porträt bei der Arbeit, um 1990,
Foto: Margit Karpinski.

Nur als Original entfalten solche Objekte ihre ganze Pracht, die ein Foto niemals vermitteln kann – bis sich Jürgen Karpinski ihrer annahm. Er schien die Begabung zu besitzen, ihr Wesen zu verinnerlichen, suchte den bestmöglichen Blickwinkel oder noch nicht entdeckte Perspektiven, fertigte passende, ganz individuelle Hintergründe an, suchte jeden störenden Widerschein der Lampen auf den edlen Oberflächen auszuschalten, experimentierte mit dem Licht und fing die Kunstwerke schließlich so ein, dass ihr Abbild, obwohl es sachlich blieb, selbst zum Kunstwerk wurde. Der Umgang mit den ihm anvertrauten Stücken erforderte höchste Sorgfalt nicht allein wegen ihres unschätzbaren Wertes, fließbandartige Abläufe verboten sich auch angesichts der Ansprüche an das Endergebnis.

Assistiert von seiner Frau, der Gebrauchsgrafikerin Margit Karpinski, die auch die Gestaltung einiger Bücher übernahm, wuchs die Zahl der seit 1973 prächtig ausgestatteten Bildbände und Museumspublikationen stetig. Sie beinhalten volks- und völkerkundliche Objekte, barocke Möbel, seltene Mineralien, farbige Glaskunst, glänzende Prunk- und Jagdwaffen, filigrane Instrumente aus dem Mathematisch-Physikalischen Salon, die weltberühmten Schätze des Grünen



Eine Auswahl der von Jürgen Karpinski ausgestatteten Bildbände, 1970er- bis 1990er-Jahre, Foto: Margit Münzner.

Gewölbes, die Diamanten Augusts des Starken, immer wieder die Verspieltheit des Meissener Porzellans. Auf den meisten der oft großformatigen Bildbände steht der Name des Fotografen auf der Titelseite.

Da Qualitätsprodukte gern in den Westen verkauft wurden, sind viele der Bücher auch in der Bundesrepublik, der Schweiz und gelegentlich sogar den USA erschienen. Die dem Fotografen selbst zustehenden Einnahmen investierte dieser in gute Filme, die er sich über Umwege aus der Bundesrepublik beschaffte. Beim Berliner Verlag wurden die Entwicklungsarbeiten in Auftrag gegeben, in einem der wenigen Qualitätslabore für Farbaufnahmen. Druck und Papierqualität der Bücher ließen allerdings oft zu wünschen übrig, Faktoren, die der Urheber der Bilder nicht beeinflussen konnte.

Nach dem politischen Umbruch gab es die Chance, mit einer unbefristeten Honorarprofessur an der von Arno Rink geleiteten Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig den wirtschaftlichen Unsicherheiten, vor denen alle freiberuflich tätigen Künstler standen, aus dem Weg zu gehen. Karpinski lehnte ab und investierte hohe Summen in das eigene Farblabor. Sein jahrzehntelang nur im Privaten gepflegtes Interesse

für die Landschaftsfotografie verknüpfte er nun mit neuen Aufgaben wie der Publikation von Aufnahmen der Park- und Schlosslandschaften der Dresdener Umgebung. Mit dem Wandel der Verlagslandschaft kamen zu den vertrauten Auftraggebern – u. a. Kunstsammlungen Dresden, Edition Leipzig, Verlag der Kunst, Seemann – neue Verlagshäuser hinzu. Es entstanden Bildbände mit Dresdener Sehenswürdigkeiten, den berühmten Kulturdenkmälern in Pillnitz, Moritzburg oder Großsedlitz. Unendliche Geduld gehörte dazu, wochenlang zu warten, bis einmaliges Licht den Morgendunst durchbricht und die altbekannten Motive ganz neu aufscheinen lässt.

Lediglich zwei Mal – 1976 im Glockenspielpavillon des Dresdener Zwingers und 2011 im Moritzburger Fasanenschlösschen – wurden Jürgen Karpinskis Arbeiten in Einzelausstellungen gezeigt, wohl Ausdruck seiner Bescheidenheit. Künstler-Eitelkeiten waren ihm absolut fremd. Bis ins Alter fotografierte er analog, lieferte hochpräzise, farbige Großformat-Diapositive, Planfilme im Format 9 x 12 cm. Kluge Archivare wissen: Dies ist ein haltbareres Medium als fragile Dateien. Erst im Jahr 2020 löste er sein Atelier auf. Nach einem der Fotografie gewidmeten arbeitsreichen Leben starb Jürgen Karpinski am 26. Juli 2025 im Alter von 83 Jahren in Dresden. Er war ein stiller Meister der Objekt- und Landschaftsfotografie und Dokumentar Sächsischer Kunstschatze.



Leuchtturm am Moritzburger Großeich, Foto: Jürgen Karpinski.

Axel Stefek

Die Kamera als Werkzeug weiblicher Selbstermächtigung

Zur Ausstellung „Neue Frau, Neues Sehen. Die Bauhaus-Fotografinnen“

Herausragende Fotografinnen gibt es seit der Erfindung der Fotografie im frühen 19. Jahrhundert. Viele von ihnen waren Pionierinnen auf diesem Gebiet. Sie experimentierten mit fotografischen und gestalterischen Techniken und loteten die Grenzen des neuen Mediums aus. So auch die Fotografinnen des Bauhauses. Sie beobachteten ihre Umgebung durch die Kameralinse und hielten dabei zahlreiche Motive in zum Teil neuen und ungewohnten Perspektiven fest. Das Spektrum ihres künstlerischen Schaffens reicht dabei von der gegenständlichen Porträt- und Architekturfotografie bis hin zur abstrakten experimentellen Fotografie.

Die Weimarer Republik (1919–1933) ist eine Zeit des gesellschaftlichen und kulturellen Aufbruchs. Die junge Demokratie sieht sich mit den Nachwirkungen des Ersten Weltkriegs ebenso konfrontiert wie mit rasantem technischem Fortschritt, dem Aufkommen neuer Medien und einer Infragestellung traditioneller Werte. Auch die Rolle der Frau wandelt sich: Mit der Einführung des Frauenwahlrechts beginnt im November 1918 ein neues Kapitel politischer Teilhabe. Zugleich streben immer mehr Frauen nach ökonomischer Unabhängigkeit und beruflicher Selbstverwirklichung. Die Fotografie bietet dafür ideale Chancen: Sie verspricht künstlerische Freiheit und ein eigenes Einkommen. Die Kamera wird so zum Werkzeug weiblicher Selbstermächtigung.

Bereits im späten 19. Jahrhundert gewinnt das Berufsfeld der Fotografin an Bedeutung. Da die Fotografie als vergleichsweise junge Praxis zunächst eher als handwerkliche Tätigkeit gilt und noch nicht fest akademisch verankert ist, eröffnet sie Frauen frühzeitig berufliche Möglichkeiten. Bestimmte fotografische Tätigkeiten, wie die Porträtfotografie oder das Retuschieren der Bilder, gelten als mit vermeintlich weiblichen Fähigkeiten vereinbar. Immer mehr Frauen lassen sich auch deshalb in Fotoateliers ausbilden. Ab 1890 ermöglichen der Berliner Lette-Verein und ab 1905 auch die Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie in München eine institutionelle Ausbildung für Fotografinnen.

In der Weimarer Republik steigt die Zahl der Fotografinnen kontinuierlich. Immer mehr Hochschulen bieten Fotografieunterricht an. Auch das Dessauer Bauhaus richtet 1929 eine Fotoklasse ein. Viele Studierende – fast die Hälfte der Studierenden waren weiblich – erhalten hier eine professionelle Ausbildung. Doch schon davor spielen Fotografinnen eine zentrale Rolle für das Bauhaus. Früh bewerben Aufnahmen professioneller Fotografinnen – darunter von Paula Stockmar, dem von Frauen geleiteten Atelier Hüttich und Oemler oder



Gertrud Arndt, Maskenfoto Nr. 16,
1930 Bauhaus-Archiv Berlin
© VG Bild-Kunst, Bonn 2026.



Grit Kallin-Fischer, Selbstporträt mit Zigarette, um 1928 Bauhaus-Archiv Berlin.

Lucia Moholy – die Produkte und Werke der einflussreichen Kunst-, Design- und Architekturschule. Mit der zunehmenden Verbreitung der Kleinbildkamera ab 1925 wächst auch unter den Studierenden das Interesse an dem Medium. Viele Studentinnen beobachten ihre Umgebung durch die Kameralinse und halten diese in neuen und ungewohnten Perspektiven fest. Während viele dieser Aufnahmen heute weltbekannt sind, bleiben ihre Autorinnen oft vergessen.

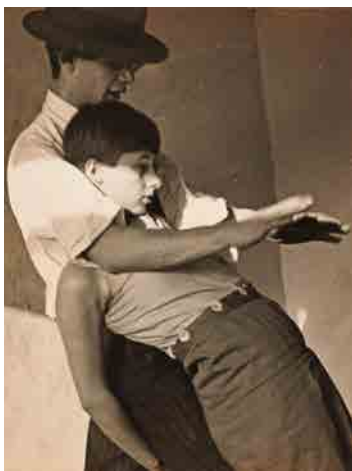
Die Ausstellung

Die Ausstellung „Neue Frau, Neues Sehen. Die Bauhaus-Fotografinnen“ widmet sich erstmals dem umfangreichen Wirken dieser Fotografinnen und erzählt ihre Geschichte aus gender-historischer Perspektive. Dabei verknüpft sie kunst- und medienhistorische Fragen mit Themen wie Autorinnenschaft, Sichtbarkeit und gesellschaftlicher Teilhabe. Präsentiert werden rund 300 Werke von 29 Fotografinnen aus dem Bestand des Bauhaus-Archivs/Museum für Gestaltung. Neben Arbeiten von Lucia Moholy oder Florence Henri sind auch weniger bekannte Positionen, etwa von Irene Hoffmann oder Grit Kallin-Fischer, vertreten. Dabei blickt die Ausstellung über die Ära des historischen Bauhauses hinaus und beleuchtet auch das spätere Schaffen der Künstlerinnen. Die Präsentation wird ergänzt durch Werke von Künstlerinnen des Institute of Design in Chicago, der US-amerikanischen Nachfolgeinstitution des Bauhauses, die 1937 von Bauhaus-Meister László Moholy-Nagy gegründet wurde.

Die Themen

Ein Schwerpunkt der Ausstellung liegt auf der Porträtfotografie. Die Kapitel „Das Selbst im Blick“ und „Das Bild der Frau“ untersuchen, wie die Fotografinnen sich selbst und ihre Kommilitoninnen vor dem Hintergrund eines gewandelten Frauenbilds inszenieren. Oftmals greifen sie das in der Weimarer Republik allgegenwärtige Ideal der Neuen Frau auf und übersetzen es in die moderne Bildsprache des Neuen Sehens. Ein weiteres Kapitel beleuchtet den Fotografieunterricht am Bauhaus unter der Leitung von Walter Peterhans. In Porträt-, Landschafts- und Naturstudien sowie Stilleben werden Texturen, Materialität, Lichtführung und Bildschärfe gezielt eingesetzt, um fotografische Gestaltungsmittel zu erproben.

Im Kapitel „Kunst und Experiment“ steht die experimentelle Praxis im Vordergrund. Fotocollagen und Fotogramme eröffnen Ausdrucksformen jenseits der Kamera und verdeutlichen, wie nah die Fotografinnen der künstlerischen Avantgarde stehen. Das Kapitel „Menschen und Länder“ widmet sich sozialdokumentarischen und fotojournalistischen Arbeiten. Die Aufnahmen spiegeln Alltagsthemen, soziale Ungleichheit und



Etel Mittag-Fodor, Albert Mentzel und Lotte Rothschild, um 1930 Bauhaus-Archiv Berlin © Bauhaus-Archiv Berlin.



Grete Stern, Porträt Claire Eckstein und Edwin Denby, deutsch-amerikanisches Tanzpaar, 1929 Bauhaus-Archiv Berlin © Estate Grete Stern, courtesy Galeria Jorge Mara.



Lucia Moholy, Bauhaus-Gebäude Dessau, Balkon am Ateliergebäude, Architekt: Walter Gropius, um 1926 Bauhaus-Archiv Berlin © VG Bild-Kunst, Bonn 2026.



*Lucia Moholy, Porträt Clara Zetkin, deutsche Politikerin und Frauenrechtlerin, um 1930 Bauhaus-Archiv Berlin
© VG Bild-Kunst, Bonn 2026.*

politische Umbrüche wider. Zugleich zeigen sie, wie die oft ins Exil gezwungenen Fotografinnen ihre Arbeit unter wechselnden politischen Bedingungen sichern.

Das Kapitel „Faszination Architektur“ widmet sich der modernen Architekturfotografie. Ungewöhnliche Perspektiven, starke Auf- und Untersichten sowie Detailaufnahmen lösen die Architekturfotografie aus ihrer ursprünglich dokumentarischen Funktion und verwandelt sie in künstlerische und zuweilen abstrakte Bildkompositionen.

Die Ausstellung zeigt, wie die Bauhäuslerinnen Fotografie als künstlerisches und gesellschaftliches Instrument einsetzen – für mehr Selbstbestimmung, künstlerische Forschung und die Dokumentation gesellschaftlicher und politischer Wirklichkeiten. Ihre Relevanz für die Gegenwart entsteht auch dadurch, dass sie zeitgenössische Kunst einbeziehen: Die Berliner Künstlerinnen Kalinka Gieseler, Caroline Kynast und Sinta Werner treten als kontemporäre Stimmen in den

Diskurs ein. Wie ihre historischen Vorbilder nutzen sie das fotografische Bild, um Raum und Gesellschaft zu analysieren und die Grenzen des Mediums auszuloten.

Zur Relevanz heute

Beschäftigt man sich mit Fotografinnen und ihren Lebenswegen aus gender-kritischer Perspektive, stellt sich zunächst die Frage, wen der Begriff „Frau“ bezeichnet. Gemeint ist keine eindeutig definierte oder homogene Gruppe, sondern eine historische Zuschreibung, die unter jeweils geltenden gesellschaftlichen Normen wirksam wird. Die Biografien der Fotografinnen sind ebenso vielfältig wie ihre Überzeugungen, persönlichen Vorlieben und Beziehungen. Gemeinsam ist ihnen jedoch die Erfahrung der Zuschreibung tradierteter Geschlechterrollen, die ihre beruflichen Möglichkeiten begrenzen und sich insbesondere im Nationalsozialismus und in der westeuropäischen Nachkriegszeit sogar noch verschärfen. In der von Männern dominierten Kunstwelt werden ihre Arbeiten marginalisiert und aus dem kunsthistorischen Gedächtnis verdrängt – eine strukturelle erzeugte Unsichtbarkeit, die bis heute nachwirkt.

Vor diesem Hintergrund stellt sich auch heute noch die Frage nach der Rolle von Ausstellungen, die sich gezielt Künstlerinnen widmen. Besteht dabei die Gefahr, bestehende Zuschreibungen fortzusetzen und weiblich gelesene Positionen erneut als Sonderfall zu markieren? Die Antwort ist komplex. Die Kunsthistorikerin Emmy Voigtländer schreibt bereits 1914 über die Leipziger Ausstellung „Haus der Frau“: „Vielleicht wird das für die Zukunft ertragreichste Ergebnis dieser Sonderausstellungen der Beweis ihrer Überflüssigkeit in dem Sinne sein, dass allmählich die Leistungen von Frauen als selbstverständlich in die allgemeine Kulturarbeit aufgenommen werden, wo man die Güte der Arbeit sieht und dann ihren Verfertiger“.

Aktuelle Zahlen zeigen, dass dieses Ziel noch nicht erreicht ist. Erhebungen, etwa der Berliner Initiative „fair share“, machen deutlich, dass Werke von weiblich gelesenen Personen und insbesondere von Müttern weiterhin seltener ausgestellt und gesammelt werden und geringere Marktpreise und Förderungen erzielen. Solange Gleichberechtigung im Kunstbetrieb nicht selbstverständlich ist, bleibt Sichtbarkeit in Form von solchen Ausstellungen notwendig – nicht als Abgrenzung, sondern als Mittel gegen strukturelles Vergessen.

Kristin Bartels

Die Ausstellung „Neue Frau, Neues Sehen. Die Bauhaus-Fotografinnen“ ist bis 4. Oktober 2026 zu sehen im Museum für Fotografie, Jebensstr. 2, 10623 Berlin, Telefon 030-266 42 42 42, Öffnungszeiten: Di, Mi, Fr-So 11-19 Uhr, Do 11-20 Uhr www.smb.museum/ausstellungen/detail/neue-frau-neues-sehen.

Ein Dialog auf Augenhöhe

Zeit für Tacheles – Ein dezentrales Themenjahr zur jüdischen Kultur in Sachsen

TACHELES ist das vom Freistaat Sachsen initiierte landesweite „Jahr der jüdischen Kultur“. Ein Jahr lang werden Projekte, Veranstaltungen und Ausstellungen in ganz Sachsen die vielfältige jüdische Kultur und Geschichte in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Landes einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen. Im Unterschied zu den vergangenen Themenjahren gibt es keine zentrale Landesausstellung – zu komplex ist die Vergangenheit und aktuelle Situation. Gab es vor etwa fünf Jahren eine öffentliche Debatte über ein jüdisches Museum für Sachsen und den geeigneten Ort dafür (Dresden oder Leipzig?), so steht 2026 die Vielfalt im Mittelpunkt. Das Themenjahr wird vom Freistaat Sachsen getragen und vom Staatlichen Museum für Archäologie Chemnitz (kurz: smac) im ehemaligen Schocken-Kaufhaus koordiniert, einem zentralen Ort jüdisch-sächsischer Geschichte.

Vielfalt in Stadt und Land

Der Anlass: 100 Jahre nach Gründung des ersten sächsischen Landesverbands der jüdischen Gemeinden widmet sich der Freistaat Sachsen unter dem Titel „Tacheles“ dieses Jahr der vielfältigen jüdischen Kultur in Vergangenheit und Gegenwart. Festivals, Konzerte, Aufführungen, Ausstellungen und viele weitere Angebote zeigen die enorme Spannweite jüdischer Kultur. Etwa 200 Kultur- und Bildungseinrichtungen, Religionsgemeinschaften und Initiativen beteiligen sich mit über 1.000 Programmpunkten: Von Leipzig bis ins Erzgebirge, vom Vogtland bis nach Görlitz, von der Semperoper Dresden über das Bach-Museum Leipzig bis zum Barockschloss Delitzsch oder zum Kulturforum Görlitzer Synagoge. So weit sind Orte und Veranstaltungsräume gestreut. Dazu gehören etablierte Kulturorte, aber auch vergessene Orte jüdischen Lebens. Auch Orte zur Shoah werden wieder in Erinnerung gerufen.



Graffiti des Chemnitzer Holocaust-Überlebenden Justin Sonder (1925-2020), 2025 gesprüht von Street-Art-Künstler AKUT (Falk Lehmann) an der Glockenstraße in Chemnitz. © M.Schmidt/Red Tower Films.

Diese Vielfalt jüdischer Kultur und Geschichte ist Programm, wie die Sächsische Staatsministerin für Kultur und Tourismus Barbara Klepsch schon zur Vorstellung des Themenjahrs betonte: Geschichte, Gegenwart und Zukunft der jüdischen Kultur in Sachsen sollen im Fokus stehen, die Sachsen selbst und ihre Gäste vor der eigenen Haustür erleben können. Dabei ist durchaus nicht selbstverständlich, an so vielen Orten an diese Vergangenheit zu erinnern, ist doch allen in den Großstädten das Wirken jüdischer Persönlichkeiten ein Begriff, etwa im Leipziger Musikleben mit Felix Mendelssohn Bartholdy oder Henri Hinrichsen, dem Verleger der „Edition Peters“, in Chemnitz als Kindheitsort des Schriftstellers Stefan Heym oder in Dresden als Wirkungsstätte und Lebensort von Victor Klemperer. Dabei ist jüdische Geschichte und Kultur nicht an den sächsischen Königshof oder die Universitäten geknüpft, sondern deutlich vielfältiger und mit tiefen Wurzeln.

Wechselhafte Geschichte

Der Beginn jüdischer Ansiedlungen in Sachsen kann auf das frühe 11. Jahrhundert datiert werden. 1265 wurden Juden in der Markgrafschaft Meißen in einer „Judenordnung“ zumindest in einzelnen Rechten Christen gleichgestellt. Das ändert sich rapide mit den Pogromen während der Pest, für die europaweit die jüdischen Gemeinden verantwortlich gemacht werden. Im Frühjahr 1349 wurden u. a. in Dresden, Meißen und Görlitz alle dort lebenden Juden ermordet. In vielen Städten wurde danach ein generelles Ansiedlungsverbot ausgesprochen. Spuren dieser frühen Zeit finden sich im Stadtmuseum Meißen.

Während der Leipziger Messe durften jüdische Händler als sogenannte „Messjuden“ dreimal im Jahr anreisen, zahlten aber deutlich höhere Gebühren. Besonders Juden aus Ostmitteleuropa machten den Leipziger Brühl zum Zentrum des Pelz-, Rauchwaren- und Tuchhandels. Unter Friedrich August I. (August dem Starken) änderte sich das Verhältnis etwas, da er die Ansiedlung jüdischer Hoffaktoren, den „Hofjuden“, als Finanzverwalter und Handelskoordinatoren erlaubte. Der bekannteste war Berend Lehmann aus Halberstadt, der nicht nur Kredite an August vergab und ihm Luxusgüter aus Europa besorgte, sondern der durch seine Schenkungen einen Teil des Gründungsbestands des Grünen Gewölbes stiftete.

Ab 1868 waren Juden rechtlich den anderen Sachsen gleichgestellt und konnten sich im ganzen Land ohne Auflagen ansiedeln. In den folgenden Jahrzehnten wurde Sachsen zu einer Herzkammer der europäischen Industrialisierung. In dieser Zeit spielten jüdische Unternehmer und Händler eine zentrale Rolle, besonders in der Textilindustrie. Die erzgebirgische Bergstadt Annaberg erlebte durch jüdische Posament-Unternehmer eine neue wirtschaftliche Blüte. In Leipzig gründete der Gewandhauskapellmeister Felix Mendelssohn Bartholdy die Musikhochschule von Weltrang, die auch viele jüdische Komponisten als Schüler und Lehrer anzog. Jüdische Mäzene stifteten öffentliche Einrichtungen und förderten Kunst. So wurde der Grundstock der Kunstsammlungen Chemnitz von jüdischen Sammlern gelegt.

Der unmenschliche Terror des NS-Regimes traf auch die Jüdinnen und Juden in Sachsen in vollem Maße. Bei Kriegsende 1945 war die jüdische Gemeinschaft in Sachsen verschwindend gering. Zwar wurden schon 1945 erneut Gemeinden in Dresden, Leipzig und Chemnitz gegründet, doch die Mitgliederzahlen blieben klein. Das religiöse Leben wurde dennoch organisiert. 1990 regte der Runde Tisch, der im Zuge der Friedlichen Revolution in der DDR eingerichtet worden war, an, jüdische Geflüchtete aus der Sowjetunion aufzunehmen. 1991 verstetigte die Ministerpräsidentenkonferenz diese Entscheidung und schuf die Grundlage für die Einreise von etwa 219.000 „Kontingentflüchtlingen“ deutschlandweit. Heute leben wieder ca. 2.200 Jüdinnen und Juden in Sachsen.



Die 1911 fertiggestellte Synagoge wurde nach den Plänen von William Lossow und Hermann Kühne in Görlitz errichtet. Sie überstand als einzige Synagoge auf dem Gebiet des heutigen Sachsen die Pogromnacht 1938 nahezu unbeschadet. Heute ist sie ein Kultur- und Veranstaltungsraum. © Philipp Herfort.

Anregungen zur Meinungsbildung

Das Themenjahr bietet die einzigartige Chance, verborgene Schätze zu heben, vorhandenes Wissen zu teilen und im neuen Gewand aufzubereiten oder andere Perspektiven zu entdecken. Es wird Zeit für Tacheles. Auch der Titel des Themenjahres zeigt, dass sich diese Vielfalt nicht auf eine Bewertung festlegen lässt: Denn der aus dem Jiddischen bzw. Hebräischen stammende Titel „Tacheles“ steht für die freie Meinungsäußerung

und das offene Gespräch, den Dialog auf Augenhöhe. Es bezeichnet die Freiheit des Wortes – aber auch die damit verbundene Verantwortung. Keine Meinungsbildung ohne Bildung. Tacheles 2026 versteht sich dabei nicht als ein Festival mit einem starren Programm, stattdessen kann jede Institution ihren Beitrag zum Jahr beisteuern, wodurch sich das Kulturangebot permanent erweitert.

Mit dem jüdischen Kalender wurde das Themenjahr bereits zu Chanukka, am 14. Dezember 2025 eröffnet. So gab es allein im ersten Quartal über 450 Veranstaltungen, wie die Veranstalter bilanzierten: So beruht Tacheles 2026 nicht auf einem großen und zentralen Organisationsteam, sondern auf dem Engagement von Kulturakteuren und anderen Institutionen aus dem gesamten Freistaat. Insgesamt werden sich wohl fast 300 Akteure mit jeweils eigenen Programmpunkten beteiligen, ein Schwerpunkt wird auch das zweite Halbjahr bis Chanukka 2026 sein. Dazu gehören Kultureinrichtungen, wissenschaftliche Institutionen, Bibliotheken, Religionsgemeinschaften, Vereine und Bildungseinrichtungen. Ob die TU Chemnitz, die Evangelisch-Lutherische Domgemeinde Freiberg, das Ariowitsch-Haus Leipzig oder Bunttes Meißen Bündnis Zivilcourage e. V.

Die Veranstaltungen verteilen sich im gesamten Freistaat. Mittlerweile gab es bzw. gibt es Programmpunkte in 74 Städten und Gemeinden. Die meisten Veranstaltungen werden zwar in Leipzig, Dresden und Chemnitz durchgeführt, doch auch in Olbernhau, Niesky, Kirchberg und Zwenkau finden Programmpunkte des Themenjahres statt. Tacheles 2026 demonstriert hier die Kreativität und das Engagement der gesamten sächsischen Kulturszene. Das schlägt sich auch deutlich in der Zahl der Veranstaltungen von Tacheles 2026 nieder. Rund 1.000 Programmpunkte werden erwartet.



Szene aus dem Theaterstück „Die Katze von Kampen“ über das Leben der jüdischen Tänzerin Valeska Gert. Das Stück feierte im November 2025 Premiere in Leipzig. © Mimi Fiedler.

Lohnende Entdeckungen

Zu den Highlights auch in kleineren Orten ab Sommer 2026 zählen nicht nur historische, sondern höchst aktuelle Themen: Die Richard-Wagner-Stätten Graupa, einem Ortsteil von Pirna, zeigen noch bis 17. Januar 2027 die Ausstellung „Tabu Wagner? Jüdische Perspektiven – Der Umgang von Jüdinnen und Juden mit dem Werk Richard Wagners“. ¹ Von konsequenter Ablehnung bis hin zu hingebungsvoller Verehrung: Richard Wagner ist bis heute der wohl umstrittenste Komponist des 19. Jahrhunderts. Ein wichtiger Grund dafür ist sein Antisemitismus. Das bereits vielfach erforschte Verhältnis des Komponisten zum Judentum wird nun aus einem anderen Blickwinkel betrachtet: Wie wirkte und wirkt Wagner auf Jüdinnen und Juden? Wie gingen und gehen diese mit seiner Judenfeindlichkeit um? Ist sein Werk deshalb ein Tabu? Und natürlich gibt es im Begleitprogramm Lieder von Fanny und Felix Mendelssohn zu hören, aber auch von Gustav Mahler.

Noch bis zum 13. Dezember zeigt das Bach-Museum Leipzig eine Spurensuche. Die Sonderausstellung „Jüdisches Leben und die Musikerfamilie Bach“ geht Verbindungen der Musikerfamilie Johann Sebastian Bachs in der Messestadt zu jüdischer Kultur, jüdischer Musikpraxis und jüdischen Sammlerinnen und Sammlern nach. Die Ausstellung umfasst die Schatzkammer des Bach-Museums und verschiedene Räume der Dauerausstellung, begleitet von Gesprächskonzerten, die Werke der Bachs und ihre Verknüpfung mit jüdischen Familien nahebringen. Moderationen werden die Musikstücke umrahmen, die das Leben und Wirken jüdischer Sammlerinnen und Musikerinnen mit Erzählungen, Zitaten und Hintergrundinformationen lebendig werden lassen. ²

¹ Richard-Wagner-Stätten Graupa-Pirna (29.04.2026).

² <https://tacheles.sachsen.de/veranstaltungen/juedisches-leben-und-die-musikerfamilie-bach> (29.04.2026).



Audiowalk „Wenn Wände sprechen“ im ehemaligen Bethaus des Rabbiners Israel Friedmann in Leipzig während der Jüdischen Woche Leipzig im Juni 2025. Der Rundgang wurde kreiert von den Künstlern Anne Zacho Sögaard, Hermann Heisig und Camilla Fehér. © Gustav Franz.

Ebenfalls viele musikalische Bezüge zeigt das Kugelgenhaus – Museum der Dresdener Romantik mit einer Ausstellung „Die Kaskels. Kunst, Kultur und Kommerz“ (ab 26. September). Dabei werden die kulturellen Leistungen der Familie von Kaskel auf dem Gebiet der Musik, Literatur und Architektur für Dresden erstmalig gewürdigt. Kern der Erzählung ist eine lebenslange Freundschaft, welche die Kinder von Michael Kaskel (1775–1845) und die des Malers Gerhard von Kugelgen (1772–1820) pflegten, nachdem sie sich 1813 kennenlernten. Dabei entstanden Netzwerke zu weiteren Dresdener Künstlerkreisen, darunter Clara Schumann oder Ludwig Tieck. Auch weitere Dresdener Museen widmen noch bis 2027 Veranstaltungen jüdischen Persönlichkeiten, darunter das Kraszewski-Museum (2. Dezember 2026 bis 7. November 2027). In Zusammenarbeit mit dem POLIN, Museum der Geschichte der polnischen Juden in Warschau, und dem Stadtmuseum Wrocław werden visionäre Persönlichkeiten aus Deutschland und Polen vorgestellt. Obwohl Migration und Identitätsfragen das Leben vieler Juden erschwerten, trugen Erneuerer wie Samuel Goldwyn (Gründer der Metro-Goldwyn-Mayer-Studios) oder Helena Rubinstein (Pionierin der Kosmetikindustrie) zur Modernisierung und Bereicherung unserer Gesellschaft bei.

In der sächsischen Industrieregion um Chemnitz widmen sich mehrere Orte dem Unternehmergeist jüdischer Familien. Schon länger gewürdigt wird etwa in Chemnitz die Familie Esche, die Henri van de Velde förderten. Mit der Ausstellung „Erfolgsspuren. Jüdische Unternehmer in Chemnitz“ widmet sich das Industriemuseum ab dem 5. Juni dem Innovationsgeist und gesellschaftlichen Engagement jüdischer Unternehmer, die die industrielle Entwicklung der Stadt maßgeblich mitprägten, deren Leben und Werk durch Enteignung und Verfolgung im Nationalsozialismus gewaltsam beendet wurde und in Vergessenheit geriet.

Geheimtipps werden jedoch Ausstellungen an weniger bekannten oder unerwarteten Orten sein: Unter dem Titel „Farben der Religionen“ verknüpft die bildende Künstlerin Maja Gratzfeld in der Tuchfabrik Gebrüder Pfau Crimmitschau jüdische Textilgeschichte und Farbsymbolik mit zeitgenössischer Kunst. Zwischen dem 3. September und 20. Dezember soll ein sinnlich-atmosphärischer Raum entstehen, der Erinnerung, Identität und Spiritualität durch Farbe, Handwerk und Dialog erfahrbar macht.

Die Bergstadt Annaberg-Buchholz ist ein touristischer Magnet für die Geschichte der Reformation, des Bergbaus und des erzgebirgischen Kunsthandwerks. Wenig bekannt ist jedoch das Engagement jüdischer Unternehmen in der Posamentenindustrie, meist im Kleingewerbe hergestellter Ziertextilien wie Borten und Quasten. Zu sehen sind diese vergessenen Geschichten ab dem 31. Oktober im Erzgebirgsmuseum Annaberg-Buchholz. Der Besuch lässt sich verbinden mit einem Besuch des berühmten Weihnachtsmarkts, am 14. Dezember gibt es zum Auftakt des traditionellen jüdischen Lichterfests einen Chanukka-Basar mit kosheren Heißgetränken, Gebäck und Kreativangeboten.

Johanna Sänger

Fußball ist mehr als Sport

Vor 60 Jahren wurden in der DDR selbstständige Fußballclubs gegründet.
Eine Mentalitätsgeschichte.

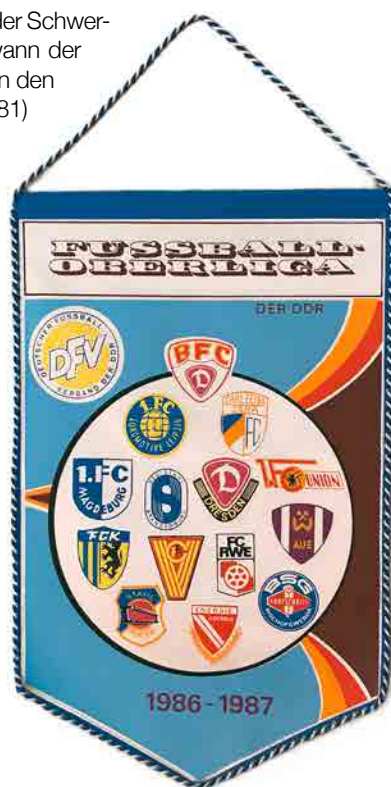
2026 feiern viele Fußballclubs ihr 60. Gründungsjubiläum. Sie alle kommen aus den neuen Bundesländern. Wie erklärt sich dieses Phänomen, das auf einen wichtigen mentalitätsgeschichtlichen Bereich verweist? Die Gründung der Fußballclubs in der DDR bildet natürlich nicht den Anfang der großen Fußballgeschichte dieser Region, die zurück bis in die Ursprünge des deutschen Fußballs reicht. Von England kommend, fand die neue Sportart rasch zahlreiche Freunde. Mit der Gründung des DFB 1900 erhielt sie einen Dachverband. Die Tradition vieler großer Vereine datiert in diese Frühphase: Hannover (18)96, Schalke (19)04 usw. Die Geschichte der Ost-Traditionsclubs scheint dagegen nur bis 1965/66 zurückzureichen.

Dies erklärt sich aus den sportpolitischen Zäsuren der DDR-Zeit: 1946 wurden in der Sowjetischen Besatzungszone alle Vereine aufgelöst und der Sport samt des Fußballs vom Staat zentralistisch neu organisiert. Der letzte Schritt dabei war die Gründung von besonders geförderten Fußballclubs um den Jahreswechsel 1965/66. Ihr Ziel war die Anhebung des (bis dato eher bescheidenen) internationalen Niveaus des DDR-Fußballs. Meist aus den Fußballabteilungen der großen Sportclubs gründeten sich jetzt die selbstständigen Clubs BFC Dynamo, 1. FC Union Berlin, FC Vorwärts Berlin (später Frankfurt/O.), FC Rot-Weiß Erfurt, Hallescher FC Chemie, FC Carl Zeiss Jena, FC Karl-Marx-Stadt, 1. FC Lokomotive Leipzig, 1. FC Magdeburg und F.C. Hansa Rostock. Zu diesem illustren Kreis zählte auch die bereits 1953 gegründete SG Dynamo Dresden.

Die Zielstellung der DDR-Sportführung ging insofern auf, als dass einige der Schwerpunktclubs tatsächlich in die europäische Spitze vorstießen. 1974 gewann der 1. FC Magdeburg den Europapokal der Pokalsieger mit einem 2:0 gegen den AC Mailand unter Trainerlegende Giovanni Trapattoni. Carl-Zeiss Jena (1981) und Lok Leipzig (1987) stießen im gleichen Wettbewerb immerhin bis ins Endspiel vor. Dynamo Dresden lieferte epische Fußballschlachten wie das knappe Ausscheiden im Landesmeisterpokal 1973 gegen Bayern München mit 3:3 und 3:4. Zur Schadenfreude der meisten Fußballfans konnte ausgerechnet der verhasste zehnmalige „Schieber-Meister“ BFC Dynamo aus Ostberlin (1979–1988), gefördert von Stasi-Chef Erich Mielke, auf europäischer Bühne nicht überzeugen.

Trotz der zentralen Vorgaben und der staatlichen Lenkung des Fußballs in der DDR entfalteten die neuen Clubs eine hohe Anziehungskraft – meist bis auf den heutigen Tag. Das liegt auch an der besonderen Popularität von „König Fußball“. Der Monarch mit dem runden Leder ist weit mehr als eine Sportart. Für viele Menschen bietet er Orientierung und Identifikation. Ein dramatisches Spiel im vollen Stadion kann zum prägenden emotionalen Erlebnis werden. So ging es auch dem Autor dieser Zeilen, der in den 1980er-Jahren als Jugendlicher im damaligen Georgij-Dimitroff-Stadion unvergessliche Momente mit der spielfreudigen jungen Mannschaft des FC Rot-Weiß Erfurt erlebte – freilich auch so manche Enttäuschung, die zum Fußball wie bei allem Sport mit dazu gehört.

Gerade in schwierigen Zeiten vermochte und vermag der Fußball zudem einen Ausweg aus dem oft nüchternen Alltag zu bieten. Er kann Städten, Regionen und ganzen Nationen Stolz und Selbstbewusstsein vermitteln. So gilt der sensationelle Weltmeistertitel nach dem „Wunder von Bern“ am 4. Juli 1954 mit dem 3:2 gegen den haushohen Favoriten Ungarn als der „eigentliche Gründungs-



Wimpel der DDR-Oberliga-Saison 1986/87,
© Sammlung Raßloff.



*Jubiläums-Logo des F.C. Hansa Rostock,
© F.C. Hansa Rostock.*

moment der Bundesrepublik Deutschland“ ein knappes Jahrzehnt nach den Schrecken von NS-Diktatur und Zweitem Weltkrieg. Auch in der DDR fieberten viele mit dem Team um Fritz Walter. Den Stolz, dass Deutschland wieder im friedlichen Wettbewerb der Nationen vorne mit dabei war, konnte man von der Ostsee bis zum Erzgebirge deutlich spüren, auch wenn dies den führenden SED-Genossen ein Dorn im Auge war.

Wenige Wochen zuvor hatte man in der Bezirksstadt Erfurt einen ähnlichen Triumph erlebt, der die Stadt in Hochstimmung versetzte: Im Jahr des ersten deutschen Weltmeistertitels erlangte die BSG Turbine Erfurt ihren ersten DDR-Meistertitel, den sie im Folgejahr als SC Turbine verteidigen konnte. Dies war der größte Erfolg in der Geschichte des heutigen FC Rot-Weiß Erfurt, der 1966 aus dem Sportclub Turbine hervorgegangen ist, einem Zentrum des DDR-Leistungssports mit großen Namen wie Roland Matthes, Volker Beck und Hartwig Gauder. Ohne die beiden Ereignisse in Parallele zu setzen, hatte der Meistertitel für Turbine 1954 doch eine vergleichbare Wirkung in der Stadt, die bewegte und für viele Bewohner schwierige Jahre hinter sich hatte.

Die Nachkriegszeit seit 1945 war von existenziellen Sorgen um Nahrung, Kleidung und Wohnen gekennzeichnet. Die Sowjetische Besatzungszone und 1949 gegründete DDR wurde zum totalitären SED-Staat umgeformt, was in viele Biografien tief einschchnitt. Der hierauf folgende Volksaufstand vom 17. Juni 1953, der die Herrschaft „der Partei“ an den Rand des Zusammenbruchs geführt hatte, lag kaum ein Jahr zurück. Die Hoffnungen auf Freiheit und Einheit wurden auch in Erfurt mit Hilfe der Sowjetarmee brutal begraben. So wirkte die am 11. April 1954 mit einem 2:0 über die BSG Wismut Aue vor über 40.000 Zuschauern perfekt gemachte Meisterschaft der Turbine-Elf um Trainer Hans Carl und Kapitän Helmut Nordhaus wie eine Befreiung aus bedrückenden Lebensumständen. Trainer Carl wiederum verkörpert als ehemaliger Spieler die weit zurückreichende Traditionslinie bis zum SC Erfurt 1895. Auf ähnlich beachtliche „Vorgeschichten“ bis in die Anfänge des Fußballs berufen sich viele Ost-Clubs, wie etwa Lok Leipzig auf den ersten Deutschen Meister von 1903 VfB Leipzig.

Der Titelgewinn der Erfurter 1954 war aber auch deshalb Balsam auf die Seelen vieler Fans, weil man sich durch die „Schmach von Chemnitz“ drei Jahre zuvor um eine Meisterschaft betrogen fühlte. Der Tabellenerste der Oberligasaison 1950/51 hatte am 20. Mai 1951 gegen die punktgleiche BSG Chemie Leipzig trotz besseren Torverhältnisses zu einem Entscheidungsspiel in Chemnitz antreten müssen, das man ohne die gesperrten Nationalspieler Helmut Nordhaus und Wolfgang Nitsche 0:2 verlor. Selbst die Erfurter SED-Bezirkszeitung „Das Volk“ kam nicht umhin, von „äußerst unglücklichen Umständen“ zu schreiben. Die erste große Titelchance hatten die Erfurter bereits am 26. Juni 1949 im Endspiel um die Ostzonenmeisterschaft in Dresden gegen die ZSG Union Halle mit 1:4 verpasst. Am 3. September 1950 folgte im Endspiel um den FDGB-Pokal in Berlin mit einem 0:4 gegen Aufsteiger SG Eisenhüttenwerk Thale eine ausgesprochene Blamage.

Fast schien es, als sei der Zenit überschritten. Die Freude über den Titel 1954 vor Chemie Leipzig, Dynamo Dresden und Wismut Aue war umso größer. Sie erklärt sich auch aus der starken Identifikation der Erfurter mit ihrer Mannschaft, wie sie andernorts ähnlich ausgeprägt war. Anders als heute spielten die meist aus der Stadt stammenden Fußballer seit Jahren zusammen. Irgendwie kannte jeder einen der Spieler persönlich. Die Wirkung der Meisterschaft erklärt sich auch aus der Popularität des Fußballs. Im heutigen Steigerwaldstadion fanden sich bei Turbine bis zu 50.000 Zuschauer ein. Der inoffizielle Rekord wurde am 1. April 1951 mit 47.390 im Oberliga-Punkspiel gegen Chemie Leipzig aufgestellt. Bei 190.000 Einwohnern seinerzeit enorme Zahlen.

Die Heimspiele am Sonntag – der arbeitsfreie Samstag wurde in der DDR erst 1967 eingeführt – waren zudem überall in der kleinen, abgeschotteten Republik Ereignisse, die im Familien- und Bekanntenkreis, auf der Arbeit und in der Kneipe über Tage Gesprächsstoff boten. Der Erfolg der eigenen Oberliga-Mann-

schaft war nicht zuletzt ein politischer Faktor, der sich in der legalen wie illegalen Konkurrenz etwa der SED-Bezirksleitungen und Trägerbetriebe niederschlug. Sicher hat zu seiner Popularität auch beigetragen, dass der Fußball noch nicht mit der modernen Massenkultur samt Fernsehen und Internet konkurrieren musste. Auch die heutigen Schattenseiten mit Anfeindungen und Gewalt unter den Fans, Bedrohungen von Schiedsrichtern und Gastspielern u. ä. waren noch kein so prägendes Thema. Allein der Umstand, dass die Zuschauer nicht durch hohe Zäune und Sicherheitsvorkehrungen vom Geschehen auf dem Rasen getrennt waren, unterstreicht die sportliche Atmosphäre.

Nach 1990 ging die Zugkraft bei den meisten Traditionsclubs spürbar zurück. Das liegt vor allem daran, dass sie im vereinten Fußballdeutschland überwiegend in unteren Ligen kicken. Viele scheiterten an der abrupten Umstellung auf marktwirtschaftliche Strukturen und an windigen Glücksrittern, so dass im Profibereich der „Westen“ klar dominiert. In der Saison 2025/26 spielten unter den 36 Mannschaften der Bundesliga und 2. Bundesliga mit Union Berlin, 1. FC Magdeburg und Dynamo Dresden gerade einmal drei ehemalige DDR-Vereine. Der Popularität der Traditionsclubs tat dies aber keinen grundsätzlichen Abbruch. Gerade in den letzten Jahren gingen Zuschauer- und Mitgliederzahlen vielerorts wieder nach oben, wobei das Jubiläum 2025/26 keine geringe Rolle spielt. Einige Vereine begehen den Anlass mit ambitionierten Programmen samt Festakten, Partys, Publikationen, Ausstellungen, Filmen und Jubiläumsspielen. Noch immer wirken die vier Jahrzehnte gemeinsame DDR-Oberliga insofern nach, als vielen Fans diese Clubs näherstehen als die aus dem „Westen“ – inklusive brisanter Derbys zwischen Chemie und Lok Leipzig, Erfurt und Jena, Magdeburg und Halle, Chemnitz und Zwickau. Dann erinnert die Stimmung im Stadion wieder an die „guten alten Zeiten“.



*Jubiläumspublikation des FC Rot-Weiß Erfurt,
© Fanrat FC Rot-Weiß Erfurt.*

Steffen Raßloff

Im Zeichen von Zirkel und Winkelmaß:

Freimaurerei in Magdeburg

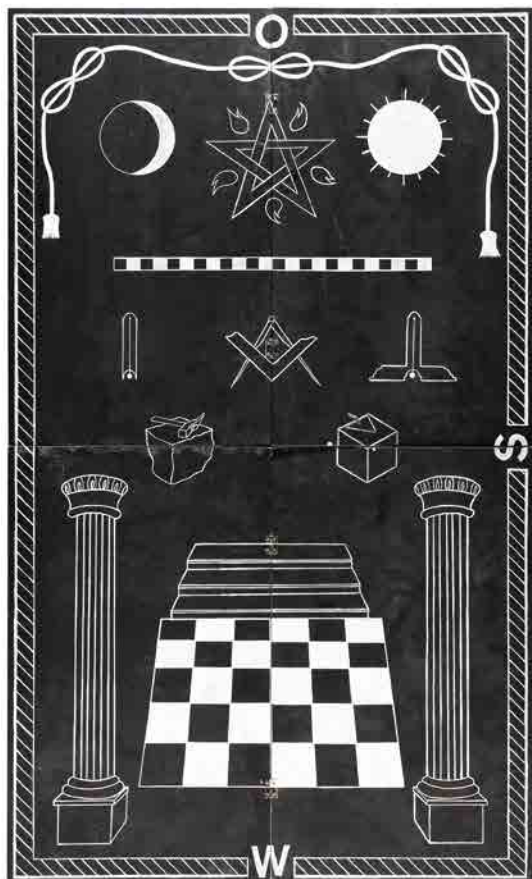
Sonderausstellung zeigt Geschichte und Bedeutung der Freimaurerei in Magdeburg

Freimaurerei wird bis heute oft mit Geheimnissen, Ritualen und Mythen verbunden. Dabei war und ist sie über Generationen hinweg immer auch Teil der Geschichte zahlreicher Städte und ihrer bürgerlichen Gesellschaften. In Magdeburg prägten seit dem 18. Jahrhundert Freimaurerlogen das kulturelle Leben der Stadt ganz entscheidend mit. Die 1761 in der Elbestadt gegründete „Ferdinand zur Glückseligkeit“ war mit über 400 Mitgliedern im 19. Jahrhundert die größte preußische Einzelloge. Ihr Logenhaus hat eine bewegte Geschichte und ist aktuell Ort städtischen Baugeschehens.

Anlässlich des 200-jährigen Jubiläums der Magdeburger Freimaurerloge „Harpokrates“ zeigt das Kulturhistorische Museum Magdeburg in Kooperation mit der Loge die Geschichte und Bedeutung der Freimaurerei in der Landeshauptstadt Sachsen-Anhalts. Die Sonderausstellung „Im Zeichen von Zirkel und Winkelmaß – Freimaurerei in Magdeburg“ beleuchtet die Freimaurerei von ihren Anfängen über ihre Blütezeit und die Zeit von Verfolgung und Verbot bis zum Neubeginn nach 1990 und verortet sie in ihren historischen, ge-



Blick in die Ausstellung, © Kulturhistorisches Museum Magdeburg,
Foto: Julius Schüler.



Nicht mehr genutzter Arbeitssteppich der Loge Harpokrates, Nutzung von 1993 bis ca. 2012. Für ihre rituelle Arbeit nutzen Freimaurer Symbole, die auf einem sogenannten Arbeitssteppich dargestellt sind.

© Privatbesitz, Foto: Charlen Christoph.

sellschaftlichen und kulturellen Zusammenhängen. Dabei zeigt sie auch auf, dass Freimaurerei kein Randphänomen war, sondern im Zentrum städtischen Lebens stand – getragen von Magdeburger Bürgern, die sich in Wirtschaft, Militär, Wohltätigkeit und Bildung engagierten und die Entwicklung der Stadt nachhaltig prägten.

Der thematische Zugang ist dabei in zwei miteinander kombinierbare Besucherwege gegliedert. Ein chronologischer Rundgang zeichnet die Entwicklung der Freimaurerei in Magdeburg nach. Ein zweiter Besucherweg lenkt den Blick auf zentrale Symbole und ihre Bedeutung innerhalb der freimaurerischen Tradition und ermöglicht erste Einblicke in diese vielschichtige Symbolsprache. Eine vertiefte Auseinandersetzung eröffnet sich insbesondere im Rahmen von Führungen. Gezeigt werden Objekte aus der Sammlung des Kulturhistorischen Museums Magdeburg sowie zahlreiche Leihgaben der Freimaurerloge „Harpokrates“ und weiterer Quellen.

Die Sonderausstellung lädt Besucherinnen und Besucher dazu ein, einen bislang wenig sichtbaren Teil der Magdeburger Stadtgeschichte kennenzulernen. Sie schafft Zugänge zu einem Thema, das häufig mit Unsicherheiten oder Missverständnissen verbunden ist und macht die Freimaurerei als festen Bestandteil der Stadtgesellschaft erfahrbar.

Die Sonderausstellung wird in der unteren Galerie des Kaiser-Otto-Saals präsentiert. Begleitend werden regelmäßig Führungen angeboten, auch durch Mitglieder der Freimaurerloge „Harpokrates“. Führungen sind auf Anfrage auch in englischer Sprache möglich, Vorträge ergänzen das Rahmenprogramm.

Karin Königseder

Ausstellung „Im Zeichen von Zirkel und Winkelmaß – Freimaurerei in Magdeburg“
vom 24. April bis 25. Oktober 2026

Kulturhistorisches Museum Magdeburg
Otto-von-Guericke-Straße 68-73, 39104 Magdeburg

Öffnungszeiten:
Di bis Fr 10 bis 17 Uhr, Sa/So 10 bis 18 Uhr
www.khm-magdeburg.de

Gut und Böse

Weshalb Märchen bis heute eine große gesellschaftliche Relevanz besitzen¹

„Zur Winterszeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun zusammengesucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Hause gehen, sondern erst Feuer anmachen und sich ein bißchen wärmen. Da scharrte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden aufräumte, fand er einen kleinen goldenen Schlüssel. Nun glaubte er, wo der Schlüssel wäre, müßte auch das Schloß dazu sein, grub in der Erde und fand ein eisernes Kästchen. ‚Wenn der Schlüssel nur paßt!‘ dachte er, ‚es sind gewiß kostbare Sachen in dem Kästchen.‘ Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da, endlich entdeckte er eins, aber so klein, daß man es kaum sehen konnte. Er probierte und der Schlüssel paßte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.“²



Illustration zu „Das Wasser des Lebens“ von George Cruikshank für „Grimms Märchen“, 1876.

Das Märchen als Gattung führt uns auf den Weg des Guten – und des Bösen auch. Diese Situation haben wir seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Nach Johann Karl August Müsâus erschienen die „Neuen Volksmärchen der Deutschen“ von Benedicte Naubert (1789–1793). Hier findet sich dieses Prinzip, das die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm in ihren „Kinder- und Hausmärchen“ im Erstdruck von 1812 zum Formprinzip von traditionellen Märchen, wie die Märchen- und Erzählforschung die sogenannten Volksmärchen nennt, erhoben haben: Das Gute im Märchen trägt die Wahrheit!

In diesen Texten teilt sich uns eine „naive Moral“ mit. Sie antwortet auf die Frage, wie es in der Welt zugehen müsse (André Jolles). Exemplarisch wird sie in immer neue Zusammenhänge gestellt. Dazu suchen wir den „Schlüssel der Erkenntnis“ (Lukas 11, 52) – wenn er sein Schloss gefunden hat, eröffnen sich Erkenntnisse und Wissen in vielerlei Hinsicht. Wenngleich ich hier vor allem deutsche Märchen beispielhaft zitiere, so sollte immer mitgedacht werden, dass es sich um einen weltweiten Formen- und Erzählkanon handelt, der voller regionaler und kultureller Eigenheiten steckt, aber in seiner Grundtendenz allgemein menschlich ist. Märchen erzählen vom Menschen in der Welt.

Aus einer misslichen Lage, einer Mangelsituation, wie der russische Forscher Vladimir Propp die schwierige Situation

der Märchenheldinnen und Märchenhelden am Anfang eines Märchens nannte, befreien sich die Heldinnen und Helden, indem sie in die Welt ziehen, hin zu einem unbekannten Ort, zu unbekannten Aufgaben. Sie wissen nicht, was auf sie zukommt. Aber gewiss ist uns Hörenden ihr gutes Herz und ihre innere Leitlinie. Diese stützt sie in Entscheidungen, bei Empathie, Mitgefühl mit den Schwachen am Wegrand, tatkräftiger Hilfe für die Nächsten, einer Portion Draufgängertum.

Im Grimm'schen Märchen „Das Wasser des Lebens“ (KHM 97, ATU 551) ist es ein König, der alt und älter und zuletzt krank wird. Die Söhne des alternden Königs erfahren, nur das Wasser des Lebens könne

¹ Rede zur Eröffnungsfeier für die Barock Gartenschau Ludwigsburg unter dem Motto „Märchenhafter Blütenzauber“, März 2026.

² „Der goldene Schlüssel“ <https://projekt-gutenberg.org/authors/brueder-grimm/books/kinder-und-hausmaerchen/chapter/204/> (15.3.26) Bei Uther KHM Bd. 3 S. 186 nur „Haus“. ATU 2260. 1813 von Marie Hassenpflug nach Uther KHM Bd.4.

ihrem Vater helfen. Die Söhne ziehen nacheinander aus, das Wasser zu holen. Ein Zwerg am Wegrand fragt nach dem Woher und Wohin. Nur der Jüngste der drei Brüder antwortet geduldig. Nur er erhält die nötigen Zaubergegenstände, eine eiserne Rute und Brote sowie Anweisungen, wie er sich verhalten soll – und dass er rechtzeitig vor dem zwölften Schlag der Uhr das verwunschene Schloss verlassen haben muss. Der Held erlebt hier Selbstwirksamkeit, die sofortige Wirkung seines Handelns. Dies erlebt auch die Königstochter im „Froschkönig“, als sie den Frosch an die Wand wirft und die sofortige Wirkung ihrer Tat sieht.

Weiter zeigt uns die Handlung im „Wasser des Lebens“ eine naive Moral: Jene, die dem Zwerg am Wegrand zuhören und antworten, denen wird gegeben und geholfen. Das Weltverhältnis folgt dem Prinzip des „do ut des“, schon in der Antike zwischen Göttern und Menschen im Opferdienst geltend. Als Rechtsformel gilt dieses Gegenseitigkeitsprinzip im römischen und heutigen Recht.

Als Gegengabe erhält der Held die nötigen Zaubergegenstände, die er zur Erfüllung seiner Aufgabe unbedingt benötigt. Das ist typisch für Helden im Märchen. Wunder sind für Heldin oder Held selbstverständlich. Sie wundern sich nicht, sie nutzen diese wunderbaren Gegenstände einfach: Der Stab öffnet das Schlosstor, die gegebenen Brote besänftigen die wachenden Löwen, und der Becher im Schloss hebt das Wasser des Lebens auf.

Wir haben es hier mit Märchen für Erwachsene zu tun: In einer Variante legt sich der Held im Schloss zur schlafenden Prinzessin und hinterlässt ihr nach seinem Erwachen seinen Namen und seine Herkunft. Sie findet ihn und verlangt von seinem Vater, ihn herauszugeben. So naht das gute Märchenende mit der Hochzeit, denn der jüngste und missachtete Königssohn besteht auch die letzte Aufgabe: Bei seinem Ritt zur schönen Braut denkt er nur an sie und reitet über den goldenen Teppich geradewegs in das Schloss zu der begehrten Frau. Seine Brüder hatten ihren Schritt vom kostbaren Gold weggelenkt. Er aber missachtet Gold und Geld und bleibt auf seinem Weg.

Durch meine Nacherzählung wird sicher verständlich, wie sich unsere Schatzkiste öffnet, wir haben den Schlüssel eine Drehung weiter bewegt: Es geht um Bilder, die uns mit dem erzählten Märchen eingepflanzt werden. Da sie so lange tradiert, mündlich und schriftlich überliefert wurden, tragen sie menschliche Werte und Erfahrungen in sich, die wir bewahren müssen, um unser Menschsein zu pflegen. Wir können von anthropologischen Konstanten sprechen.

Das „Wasser des Lebens“ ist als international verbreiteter Märchentyp einer der wenigen, wo die Missetäter, die „Bösen“, nicht hart bestraft werden. Bei den Grimms hatten die älteren Brüder die Motivation, mit der Rettung des Vaters auch sein Erbe zu erhalten. Vom Jüngsten stahlen sie das mühsam erworbene „Lebenswasser“, vertauschten es und füllten stattdessen Meerwasser ein, von dem der Vater noch kränker wurde. Sie sorgten dafür, dass der Jüngste aus dem Vaterhaus verstoßen ward. Doch der Held, der jüngste Königssohn, verschont seine Brüder immer wieder. Am Ende verlieren sich ihre Spuren in der Welt.



Kathrin Pöge-Alder anlässlich ihres Vortrags auf der Gartenschau „Blühendes Barock“ in Ludwigsburg, März 2026, Foto: privat.

Eine Heldin steht im Mittelpunkt des Märchens „Das Mädchen ohne Hände“ (KHM 31, ATU 706). In der Grimm-Variante verkauft der Müller seine Tochter dem Teufel, damit er seinen früheren Reichtum wieder erhält. Die Tochter ist rein, sie weint zuletzt auf ihre Hände, so dass der Vater ihr die Hände abhauen muss, um nicht gegen den Teufel zu verlieren. Er verdankt ihr alles und lädt sie ein, bei ihm zu Hause zu bleiben. Sie aber lehnt ab und zieht in die Welt und findet ihren Partner – nach Märchenart natürlich einen Königssohn. Widersacher bringen die beiden auseinander, er sucht seine Frau, irrt lange umher, läuft weit und findet sie letztlich – und dazu sein gesundes Kind. Lange Prozesse innerer Entwicklung sind hier lesend und hörend zu verfolgen. Sie erhält ihre Hände zurück. Fast hätte er sie daher nicht erkannt. Das können wir getrost verstehen als das äußere Zeichen der Wiederherstellung ihrer inneren Integrität, die auch von ihm erkannt, ja nachvollzogen werden muss.

Märchen erzählen also nicht nur von naiver Moral und selbstverständlichen Wundern, sondern vom Erwachsen-Werden, vom Alltag des Menschseins und der Vergangenheit. Das Königwerden ist nur dem entwickelten Menschen möglich, an der Seite des Partners. Hochzeit und Auseinandersetzung mit dem Elternhaus, Herkunft und Zukunft – davon erzählen diese tradierten Erzählungen immer wieder.

Hatten wir es eben schon mit dem Wunsch nach Unsterblichkeit und der Geschwisterrivalität zu tun, so berichtet „Hänsel und Gretel“ (KHM 15, ATU 327A) von einer Teuerung, die übers Land kam und dass die Eltern ihre Kinder nicht mehr ernähren können. Die Auseinandersetzung mit der Hexe zeigt es: Entweder die Kinder befreien sich oder die Hexe siegt über sie – da geht es um Leben und Tod. Die letzte Entschlossenheit von Gretel rettet beide Kinder. Ein Kindermärchen über Not, Eltern ohne Kraft, ihr Schicksal zu ändern, der allmählichen Ablösung der Kinder von Eltern und von ihrer beherzten Selbstrettung. Das Zusammenstehen der Kinder, ihre Wachsamkeit und Selbsthilfe, führen zum Weiterleben. Das Böse darf nicht bestehen bleiben – gesprochen im Bild der Märchen.

Krieg und Armut, Not und Verzweiflung, Abenteuerlust und Sich-Ausprobieren-Wollen ziehen die Heldinnen und Helden in die Fremde, wo sie ihr Glück finden. Glück – worin besteht es? Auch dabei verbinden sich Märchen mit irdischen Verhältnissen: Nahrung, Familie, Partner/Partnerin, sie werden Regenten, zur Zufriedenheit aller im Land. Die Voraussetzung für dieses Glück ist der Beistand der Helfer, der richtige Weg, besonnenes Verhalten und eine Moral voller Empathie und Hilfsbereitschaft.

Wenn wir diese Geschichten hören, entfaltet sich unter uns eine Gemeinschaft der Hörenden, die Anteil nehmen am Schicksal anderer. Wir vergessen dabei nicht, dass es sich um historische Erzählungen handelt, die in Bildern und Symbolen zu uns sprechen, die wir verstehen können. Ihre altertümlich anmutende Sprache klingt zu uns verwunschen. Als solche lassen wir diese Kunstwerke auch in ihrer Zeit, von wo aus wir uns bis zu unserer Werteordnung von heute durchaus bewegt haben.

Darin liegen die Schätze des Kästchens, zu dem der Junge den goldenen Schlüssel gefunden hat. Die altertümliche Sprache und der Märchenton machen uns klar, dass wir in der Märchenwelt sind, einer literarischen Realität, die ihrer Wahrheit folgt. Wer Märchen liest oder sie erzählt, wird selbst den goldenen Schlüssel weiterdrehen und die wunderbaren Schätze heben können.

In der Lebendigkeit der sprachlichen Bilder liegt der Märchen Reiz, ihre Wahrheit und ihr Gutes. Ihr Umgang mit realen Konflikten ist spektakulär. Das Gute, wie es uns traditionelle Märchen erzählen, fasziniert uns bis heute, uns moderne Menschen. Auch ich „finde das Gute beeindruckender als das Böse.“³

Kathrin Pöge-Alder

Literatur:

Kathrin Pöge-Alder, Märchenforschung. Theorien – Methoden – Interpretationen, Narr Verlag Tübingen, 3. Auflage 2016.

3 Der Preisträger der Werner-Schulz-Initiative e. V., Marko Martin, sagte am 22. Januar 2026 in seiner Dankesrede in Leipzig außerdem „Das Gute ist ästhetisch faszinierender.“

Magdeburg feiert den Chorgesang

Internationales Chorfest Magdeburg vom 16. bis 20. September 2026

Über 30 Chöre haben sich für das Internationale Chorfest in Magdeburg angemeldet. Sie werden das größte Chorfestival Mitteldeutschlands feiern, das mit dem Internationalen Chorwettbewerb gekoppelt ist. Das Chorfestteam freut sich über Chöre aus der Region, aus ganz Deutschland, aber auch über die Teilnahme internationaler Gastensembles aus Norwegen, Rumänien, Ghana und Malaysia. In diesem Jahr verknüpfen sich Gesang und Architektur auf besondere Weise. Ein Besuch in Magdeburg lohnt also nicht nur wegen des musikalischen Erlebnisses. Auch die kulturgeschichtlich herausragenden Veranstaltungsorte laden zum Entdecken ein.

Seit 1993 veranstaltet der Chorverband Sachsen-Anhalt e. V., dem 117 Männerchöre, 60 Frauenchöre, 151 gemischte Chöre, 37 Kinder- und Jugendchören sowie drei Instrumental- und Tanzgruppen angehören, das Internationale Chorfest Magdeburg. Daneben organisiert der Verein Interkultur e. V. den Internationalen Chorwettbewerb. Unter dem Motto „Fühlend verbunden – Sing with emotion“ sind verschiedene Formate wie die Freundschaftskonzerte, der musikalische Bar-Abend Sing'n'Drink, ein Chorsinfonisches Konzert mit Filmmusik und die „Lange Nacht der Chöre“ zu erleben.

Musikalische Höhepunkte bilden die Uraufführung „Lux Aeterna“ mit Auditiv Vokal in der Klosterkirche des Kunstmuseums Kloster Unser Lieben Frauen und ein interaktives Familienkonzert. Besonders spannend wird die Verknüpfung der architektonisch geschichtsträchtigen Orte mit den Chorklängen, die sich speziell an diese Räume anpassen.

Das „Lux Aeterna“-Konzert wird ein Höhepunkt des Chorfestprogramms, indem es Klang, Raum und Licht vereint. Es findet in einer der bedeutendsten romanischen Klosteranlagen Mitteldeutschlands, im Kloster Unser Lieben Frauen statt. Einst als Kollegiatstift von Erzbischof Gero begründet, übereignete Erzbischof Norbert von Xanten 1129 das Stift dem Prämonstratenserorden, es stieg nach Prémontré zum Hauptkloster des Ordens im östlichen Verbreitungsraum auf. Das Kloster Unser Lieben Frauen ist das älteste Gebäude Magdeburgs und bildet den Kreuzpunkt der nördlichen und südlichen Route der „Straße der Romanik“. Heute ist hier das Museum für neuzeitliche Kunst der Landeshauptstadt Magdeburg zuhause. Hier findet also das Konzert statt, das ein außergewöhnliches Erlebnis verspricht. Solovioline, Vokalensemble, Elektronik und Videokunst verschmelzen zu einem immersiven Gesamtkunstwerk. Die Geigerin Miranda Cuckson, Auditiv Vokal unter Olaf Katzer und der Visual Artist Korvin Reich schaffen – nach einer Konzeption von C. René Hirschfeld und Korvin Reich – eine eindrucksvolle Fusion aus Klang und Bild. Die Werke erklingen aus verschiedenen Richtungen, der Raum wird selbst zum Instrument, und die Projektionen verwandeln die Kirche



Internationales Chorfest 2024, Impression, Foto: Viktoria Kühne.

in eine wandelnde Licht- und Klanglandschaft. Das Finale, Hirschfelds „Lux Aeterna“ für Violine, drei Chorgruppen und Elektronik, ist eigens für die Architektur und Akustik des Raumes komponiert. Dieses Konzert macht Musik, Raum und Wahrnehmung neu erfahrbar. Die Klosterkirche St. Marien ist als romanische Kirche säkularisiert und seit 1974 auch Ort der Telemann-Musikpflege.

Die Vielfalt der Chöre fulminant wahrzunehmen, das ist während der Langen Nacht erstmals in der architektonisch besonderen Hyparschale arrangiert. Die Magdeburger Hyparschale wurde 1969 als Mehrzweckhalle vom Bauingenieur Ul-

rich Mütter errichtet, nach vielen Jahren des Lehrstandes denkmalgerecht saniert und gilt als typischer Mütter-Bau. Sie ist ein bis heute berühmtes Schalenbauwerk, wie der Teepott in Rostock/Warnemünde von 1968.

Diese Mütter-Bauten gehören zum Erbe der Moderne. In den 1920er Jahren experimentierten Werkbündler und Bauhäusler mit Baumaterialien wie Beton und Glas und entwickelten eine neue Architektursprache. Künstler und Architekten nahmen diese Experimente in den 1950er Jahren der DDR wieder auf. Kunstwerke aus gezogenem Beton und Bauten ohne Innenstützpfeiler entstanden. Der Spannbeton ermöglichte, durch eine besondere statische Ausrichtung, freitragende Decken. Mit den vielen Glasflächen der Hyparschale wird eine direkte Verbindung zum Rotehornpark, dem Pferdetor und der Stadthalle sowie dem Albin-Müller-Turm geschaffen. Das die Hyparschale umgebende Gelände war Ort der Deutschen Theaterausstellung, die 1927 stattfand. Es wird erneuert, saniert, historisch denkmalgerecht wiederhergestellt und 2027 mit einem Festival der Moderne zum 100-jährigen Jubiläum der letzten, international bedeutsamen Theaterausstellung in Deutschland eröffnet. Bei der „Chor-Party“ direkt im Anschluss an die Lange Chornacht gibt es 2026 die Möglichkeit, auf gelungene Auftritte, Wettbewerbserfolge und Begegnungen anzustoßen, miteinander zu feiern, zu tanzen und mit allen beteiligten Chören in Gemeinschaft zu sein. Ein Blick durch das Glas der Hyparschale ist dabei inklusive.



Internationales Chorfest, Eröffnung 2024, Foto: Viktoria Kühne.

Das Chorsinfonische Konzert ist ein echter Klassiker des Internationalen Chorfestes und lädt dieses Mal zu einem musikalischen Streifzug durch die Welt des Films ein. Ein Abend, so vielseitig wie die Kinowelt selbst: Mit „Filmmusik 2026“ präsentiert das Chorsinfonische Konzert ein Programm, das große Emotionen, ikonische Melodien und unvergessliche Filmszenen wiederaufleben lässt. Dabei präsentiert das Konzert die gesamte Bandbreite, in der Gesang und Chorklang in der Filmmusik eingesetzt werden – von intimen Solomomenten über kraftvolle Ensemblepassagen bis hin zu monumentalen Chorsätzen, die ganze Filmszenen tragen. Es musizieren der „Sine nomine Chor“ Braunschweig sowie der „Exaudi Chor“ Magdeburg mit der Magdeburgischen Philharmonie. Die Gesamtleitung hat Johannes Höing inne. Bekannte Themen aus Ronja Räubertochter, Mary Poppins, Star Wars, Fluch der Karibik, Winnetou, Herr der Ringe, The Hunger Games oder The Good, The Bad & The Ugly treffen auf moderne Highlights wie This Is Me (The Greatest Showman) oder den Cup Song aus Pitch Perfect 2. Auch emotionale Klangperlen wie Gabriellas Song (Wie im Himmel) oder das mystische Paint it black aus der Serie Wednesday setzen berührende Akzente.

Die öffentlichen Runden des diesjährigen Internationalen Chorwettbewerbs sind für den 19. und 20. September in Planung und werden im Gesellschaftshaus Magdeburg mit einer internationalen Jury um Jan Mišek, Berit Walther und Roxor Loops spannende Chorbeiträge bieten.

Das Gesellschaftshaus wurde nach Entwürfen des Berliner Architekten Friedrich Schinkel erbaut und bot seit seiner Erbauung vielen Konzerten und gesellschaftlichen Veranstaltungen einen passenden Rahmen. 2029 wird es sein 200-jähriges Jubiläum feiern können. Gemeinsam mit dem angrenzenden ältesten Volksgarten Deutschlands, dem 200 Jahre alten Klosterberggarten sowie dem 130-jährigen Gruson Gewächshaus bildet das Gesellschaftshaus ein herausragendes Kulturareal, das kulturgeschichtlich in Mitteldeutschland seinesgleichen sucht.

Isabel Tönniges

Kapriolen eines Künstlers

Carsten Theumer zum 70. Geburtstag

Der Bildhauer und Medailleur Carsten Theumer wurde am 22. Dezember 1956 in Zeitz geboren. Von 1977 bis 1982 studierte er Bildhauerei bei Bernd Göbel an der Kunsthochschule Burg Giebichenstein Halle und erhielt dort in den Jahren 1983 bis 1985 eine Aspirantur. Von 1985 bis 1990 war er freischaffend in Halle (Saale) tätig. Von 1990 bis zu seiner Pensionierung wirkte Theumer als Künstlerischer Mitarbeiter im Fachgebiet Bildhauerei der Burg Giebichenstein. Seit 2000 lebt er in Hohnstedt zusammen mit seiner Frau, der Grafikerin Susanne Theumer.

Carsten Theumer ist insbesondere als Meister der kleinen Formen international renommiert. Medaillen, Münzen und Kleinplastiken bestimmen quantitativ sein bisheriges umfangreiches Lebenswerk. Aber er ist zugleich ein Virtuose der großen Form. Er gestaltete die große Glocke, die „Osanna“, für die Nikolaikirche in Leipzig im Jahr 2018 mit Motiven nach der Genesis. Von ihm stammen der „Vogelfängerbrunnen“ in Naumburg, geschaffen 1987/89 und aufgestellt 1996, Holzreliefs zur „Europa“ im Magdeburger Landtag (1997) oder der 2019 in Meuselwitz eingeweihte Gedenkstein für den Schriftsteller Wolfgang Hilbig (1941–2007). Der überlebensgroße „Schweinehirt“ (2021/23) am Hallmarkt ist seine erste große Plastik für die Saalestadt Halle. Er gestaltete aber auch die 2004 edierte „Christian-Wolff-Medaille“ der Stadt Halle (Saale) und die Plastik für den seit 2003 kontinuierlich verliehenen Bürgerpreis „Der Esel, der auf Rosen geht“.

Verschiedene Kunstpreise bezeugen das internationale Renommee des Künstlers. 2003 erhielt er den Preis der XIV. Biennale Internationale Dantesca in Ravenna, 2005 und 2018 die Ersten Preise in den Gestaltungswettbewerben für die deutschen Gedenkmünzen zum 200. Todestag von Friedrich von Schiller und zum 250. Geburtstag von Alexander von Humboldt. 2018 wurde ihm der „Art Award for Excellence in Medallie Sculpture“ der American Numismatic Association und 2023 der „Deutsche Medaillepreis“ für die Medaille „Der Aufbruch“ verliehen, die den aufbegehrenden iranischen Frauen ein Denkmal setzt. 2026 erhielt Theumer eine Einladung der „British Art Medal Society“ zu deren Jahrestreffen. Die britische Gesellschaft



Carsten Theumer, Medaille „Die Saale“ (Vorderseite), © VG Bild-Kunst, Bonn 2026.

Carsten Theumer, Medaille „Die Saale“ (Rückseite), © VG Bild-Kunst, Bonn 2026.

zählt den Künstler „zu den führenden deutschen Medailleuren eines Landes, das für seine ausgeprägte Tradition der Medaillenkunst bekannt ist, der über viele Jahre hinweg die Medaillenkunst in Halle lehrte und mehrere Generationen von Bildhauermedailleuren prägte“.¹ Im Mai wurde dem Künstler dort der „Marsh International Lecture Award“ verliehen, der herausragende Medaillenkünstler aus aller Welt würdigt. Im November 2026 wird der Künstler mit dem „Halleschen Kunstpreis“ für sein umfangreiches und eigenständiges Oeuvre ausgezeichnet.

Theumers Arbeiten sind in zahlreichen deutschen und europäischen Museen vertreten, darunter das Britische Museum London, die National Gallery of Scotland Edinburgh, die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, die Staatlichen Museen zu Berlin, das Kunstmuseum Moritzburg Halle (Saale), das Germanische Nationalmuseum Nürnberg und in der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt.

Der Bildhauer kann auf ein umfangreiches und vielfältiges Lebenswerk zurückblicken. Die gestalterische Spannweite reicht von großen Plastiken bis hin zu filigranem Schmuck. Im Zentrum seiner künstlerischen Auseinandersetzung steht der Mensch und seine Lebenswelten. Theumer vermag überzeugend und treffend seine Aussagen, die sich häufig mit den großen Fragen der Gegenwart auseinandersetzen, plastisch zu formulieren. Ohne zu belehren, erzeugt er Aufmerksamkeit für zunächst scheinbar Nebensächliches, das sich häufig als wichtige Frage des Daseins entpuppt. Seine Arbeiten bestechen mit einem starken erzählerischen Moment. Dafür steht z. B. die Medaille „Die Saale“, die 35 Jahre nach der deutschen Einheit die Wiedergewinnung des Flusses als Lebensraum für Flora, Fauna und nicht zuletzt für die Menschen feiert. Oder die Medaillen zum 500-jährigen Jubiläum der Reformation 2017, auf denen der Künstler den Reformator Martin Luther als Superman über die Lande fliegen lässt. Zwei Beispiele, gleichsam für viele andere Arbeiten, mit denen Theumer eindringliche und unverwechselbare Symboliken gestaltet hat.

Mit seiner individuellen künstlerischen Handschrift spürt Theumer ungewöhnlichen Naturformen nach, die an die Unwirklichkeit von Vulkanen und Geysirfeldern oder die Strudel von Tornados erinnern. Diese Formen wandeln sich beim Verstehen der Intuition zu starken symbolhaften Elementen. Bei allen möglichen Assoziationen sind sie selten konkret bezogen, sie steigern die Wirkung der Komposition und Botschaften. Neue Themen, neue Formen, neue stilistische Mittel erarbeitet sich der Künstler immer wieder, angetrieben von seiner Lust am Gestalten. Zuletzt z. B. in farbenfrohen Schmuckstücken, wie einem in leuchtendem Blau glänzenden abgenagten Apfel oder einem lila Seestern. Das Neue atmet die Sphäre des Experiments, der plastischen Skizzen. Es hat die Frische des Unmittelbaren und Subjektiven. Dabei gibt der Künstler Bewährtes nicht auf, sondern erweitert seine plastische Handschrift um mannigfaltige neue Facetten und Möglichkeiten. So zeigen die jüngeren, unbekümmerten, selbstbewussten und freien Arbeiten eine große Lebendigkeit und Schaffensfreude auf.

Vor über zehn Jahren benannte Theumer eine Personalausstellung im Halleschen Kunstverein mit dem Titel „Kapriolen“. Dieses Schlagwort beschreibt ziemlich treffend seine Arbeitsweise, die immer wieder von verrückten Einfällen, unvorhergesehenen Wendungen, absonderlichen Irritationen und von sich vermeintlich ausschließenden Gegensätzlichkeiten geprägt ist. Schlussendlich ist es seine sprühende Fantasie und die nur durch die grundsätzliche bildhauerische Ästhetik gezügelte Kreativität, die dank einer routinierten Handwerkslichkeit immer wieder zu überraschenden Ergebnissen führt. Das Gesamtwerk des Künstlers ist zweifellos eine gewichtige Stimme im Konzert der zeitgenössischen Künste.

Ulf Dräger

1 BAMS Weekend Conference: <https://bams.org.uk/bams-weekend-conference-2/>, abgerufen 23.05.2026.

„Die Schamanin“

Sonderausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Saale)
präsentiert sensationelle neue Erkenntnisse zur Schamanin von Bad Dürrenberg



*Auswahl der Beigaben aus dem Grab
der Schamanin von Bad Dürrenberg,
ungefähr 7000 vor Christus.*

*© Landesamt für Denkmalpflege und
Archäologie Sachsen-Anhalt, Juraj Lipták.*

Zu allen Zeiten haben Menschen nach Welterklärungen gesucht und den Versuch unternommen, Einfluss auf ihr von höheren Mächten bestimmtes Schicksal zu nehmen. Eine der frühesten Formen von Glaubensvorstellungen ist der Animismus – der Glaube an eine Umwelt, in der Menschen, Tiere und teils auch Dinge gleichermaßen über eine Seele verfügen und wirkmächtig sind. Die Grenzen zwischen Menschen und Tieren sind durchlässig und Verwandlungen sind möglich. Mit den Schamanen treten die ersten religiösen Spezialisten auf, die solche Übergänge beherrschen und für die Gemeinschaft gezielt und nutzbringend einsetzen können. Als Vermittler zwischen Menschen und Geistern versetzen sich Schamanen in Trance und reisen in die Anderswelt, geführt und geschützt von Hilfsgeistern, um ihrer Gemeinschaft oder individuellen Klienten zu helfen. Dabei kann es um die Sicherung des Jagdwildes, die Heilung von Krankheiten, den Schutz vor böswilligen Schamanen anderer Gruppen und anderes mehr gehen.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts existieren in Europa detaillierte Berichte über Schamanen in Sibirien. Auch in anderen Weltgegenden sind Schamanen ethnologisch belegt, wobei Animismus und Schamanismus insbesondere für Gemeinschaften charakteristisch sind, die als Jäger und Sammler leben. Da die Menschheit für einen Großteil ihrer Geschichte so lebte, haben Archäologen bereits früh versucht, diese Glaubensvorstellungen auch in der Vorgeschichte nachzuweisen. Da Glaubenssysteme jedoch nur begrenzt materielle Spuren hinterlassen, gelang dieser

Nachweis nicht immer überzeugend. Mit der etwa 9.000 Jahre alten Bestattung der Schamanin von Bad Dürrenberg verwahrt das Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Saale) einen Ausnahmefund, bei dem umfangreiche Forschungen der letzten Jahre überzeugende Belege für Schamanismus geliefert haben. Diesem besonderen Fund und den archäologischen Hinweisen auf frühe Glaubensvorstellungen widmet sich die neue Sonderausstellung „Die Schamanin“. Mit Hilfe von 192 Exponaten und Exponatgruppen auf etwa 900 Quadratmetern Ausstellungsfläche beleuchtet die Schau das ebenso faszinierende wie vielschichtige Thema. 39 Institutionen aus 14 Ländern (Dänemark, Deutschland, Estland, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Lettland, Niederlande, Polen, Schweden, Serbien, Spanien, Tschechien) unterstützen das Gelingen der Ausstellung als Leihgeber. Archäologische Funde und ethnologische Objekte bieten einen umfangreichen Überblick zum Wissensstand über Schamanismus zwischen Vorgeschichte und Gegenwart – und natürlich über Leben und Zeit der Schamanin von Bad Dürrenberg. Nie zuvor wurde in Mitteleuropa eine vergleichbar aufwendige Sonderausstellung zum urgeschichtlichen Schamanismus und zur Mittelsteinzeit gezeigt.

Die Schamanin von Bad Dürrenberg

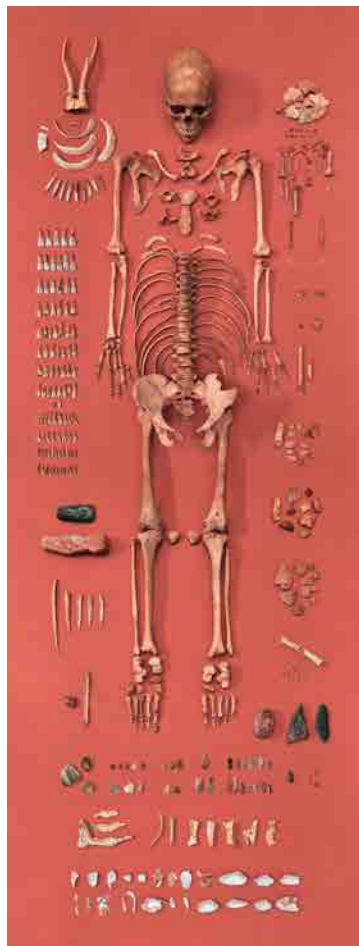
Im Mai 1934 wurde bei Ausschachtungsarbeiten im Kurpark von Bad Dürrenberg (heute Saalekreis) ein Grab aus der Zeit um 7.000 vor Christus (Mittelsteinzeit) entdeckt. Da die feierliche Eröffnung des Geländes unmittelbar bevorstand, mussten die Funde in einer Notbergung gesichert werden. 2019 erfolgte an der Fund-

stelle eine Nachgrabung, die die Grabgrube und das unmittelbare Umfeld der Bestattung mit modernsten Methoden erneut untersuchte. Hierbei kamen etliche weitere Funde und Befunde zutage. Sie erbrachten teils überraschende Erkenntnisse, die nun erstmals im Rahmen der Sonderausstellung präsentiert werden.

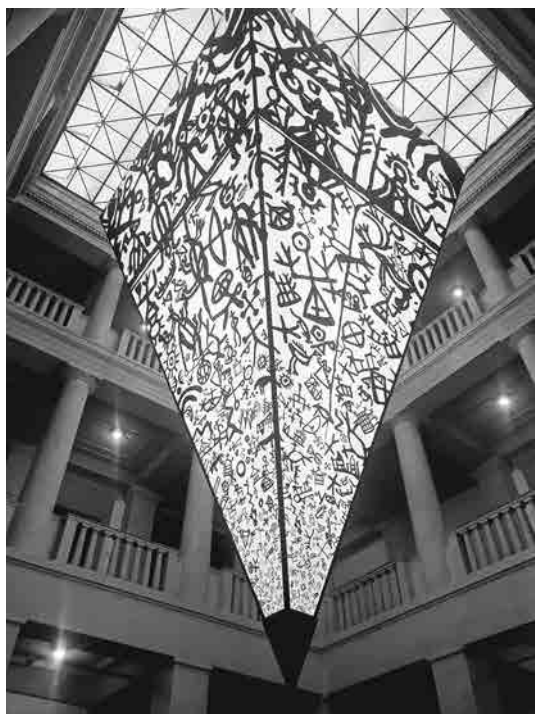
Das Grab ist eines der ältesten in Sachsen-Anhalt und setzt sich deutlich von zeitgenössischen Bestattungen ab. Die mit Kalk verputztem Flechtwerk ausgekleidete und mit rötlichem Ocker bestreute Grube enthielt zahlreiche Beigaben. Bestattet wurden hier eine 30- bis 40-jährige Frau und ein sechs bis acht Monate alter männlicher Säugling. Eine DNA-Analyse der Frau ergab, dass sie dunkle Haut, dunkle Haare und helle (blaue, grüne oder graue) Augen hatte. Im vielfältigen Grabinventar finden sich Werkzeuge aus Knochen, Geweih und Stein, die Hinweise auf handwerkliche Tätigkeiten der Frau geben. Auch ein „Schminkset“ zum Zerreiben und Auftragen von Röteln lag in der Grube. Am bemerkenswertesten ist jedoch die enorme Vielfalt der im Grab präsenten Tierarten, die sicher nur zum kleinsten Teil Nahrungsvorräte für das Jenseits sein sollten. Von einigen ist lediglich ein Knochen beigegeben worden; dieses eine Teil sollte das komplette Tier repräsentieren. Das Artenspektrum reicht dabei von Kranich über Igel, Biber, Schildkröten und Wildschwein bis zu Großsäugern wie dem Ur-/Wisent oder Hirsch. Vom Reh fand sich unter anderem ein bearbeitetes Schädelstück mit Geweih, das als Kopfschmuck getragen wurde. Ethnografische Vergleiche legen nahe, dass viele der beigegebenen Objekte als Utensilien schamanistischer Praktiken zu deuten sind. Hinzu kommt eine anatomische Besonderheit, die bei der Frau bei bestimmten Bewegungen des Kopfes zu unwillkürlichem Augenflimmern (Nystagmus) und anderen neurologischen Auffälligkeiten geführt hat, was in ihrer Gemeinschaft sicher als besonders, als sichtbares Zeichen der Verbindung zur Geisterwelt, wahrgenommen wurde. Die Vielzahl der Indizien erlaubt, in der Bestattung einen einzigartigen Beleg für frühen Schamanismus zu sehen.

Eine komplexe Bestattung: Vier Menschen im Grab

Die wohl aufsehenerregendste neue Erkenntnis zur Schamanin betrifft jedoch die Individuenzahl im Grab. Bereits lange bekannt war, dass die Schamanin nicht allein beigegeben wurde. Bei ihr lag ein etwa sechs Monate alter männlicher Säugling. Eine genetische Untersuchung ergab Gewissheit über ein mögliches Verwandtschaftsverhältnis mit der Schamanin, über das lange spekuliert worden war. Das Kind ist mit der Schamanin verwandt, jedoch nur vierten oder fünften Grades. Er könnte ihr Ur-ur-(ur-)Enkel oder aber ein entfernter (Groß-)Cousin beziehungsweise Großneffe sein. Im Zuge der erneuten Untersuchung der Knochen aus dem Grab wurden jedoch noch zwei weitere menschliche Wirbel entdeckt, die zu männlichen Kindern im Alter zwischen zwei und sechs Jahren gehören. Damit sind nun insgesamt vier Individuen im Grab identifiziert: Die Schamanin, der Säugling und die beiden jeweils nur durch einen Wirbel nachgewiesenen Kinder. Die Neufunde werfen ein Schlaglicht auf einen hochkomplexen Bestattungsvorgang, der sich sogar zeitlich recht genau eingrenzen lässt. Im Kopfbereich der Schamanin gefundene Pollen, möglicherweise Reste eines mit ins Grab gegebenen Blumenschmucks, verweisen über die Blühzeiträume der Pflanzen auf den Monat Juli. Spuren von Feuer deuten auf ein nächtliches Ritual. Art und Menge der Beigaben lassen vermuten, dass zahlreiche Menschen zusammenkamen, um der mächtigen Frau die letzte Ehre zu erweisen.



Auslage des Grabinventars von Bad Dürrenberg mit Skeletten der Schamanin und des Säuglings, ungefähr 7000 vor Christus. © Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Juraj Lipták.



Die Zentralinstallation der Sonderausstellung.
© Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Sachsen-Anhalt, Juraj Lipták.

Die Mittelsteinzeit

Der letzte Abschnitt der Ausstellung widmet sich der Mittelsteinzeit (etwa 9.600 bis 5.500 vor Christus), in der die Schamanin lebte. Ein erster Raum ist der mesolithischen Kunst gewidmet. Im Gegensatz zur Altsteinzeit ist die Bildsprache der Mittelsteinzeit durch geometrische Zeichen und Symbole geprägt, die in Gegenstände aus Geweih (häufig Äxte), Knochen oder Bernstein geritzt wurden. Nur wenige Gegenstände wurden überhaupt verziert. Eine Seltenheit sind plastische Menschen- oder Tierdarstellungen. Die Ausstellung zeigt herausragende Exemplare wie die Bärenfigur von Slupsk in Polen. Ein besonderes Highlight ist auch die hölzerne menschengestaltige Figur von Willemstad in den Niederlanden, in deren Gesichtszügen gelegentlich die Darstellung des ältesten Lächelns der Welt vermutet wird. Einer vielerorts sichereren Nahrungsversorgung standen in der Mittelsteinzeit jedoch auch vielfältige Herausforderungen gegenüber. Am Ende der letzten Eiszeit war noch viel Wasser in Gletschern gespeichert. Das europäische Festland war mit den Britischen Inseln über eine Landbrücke verbunden, die den mittelsteinzeitlichen Jägern mit Mischwäldern, Mooren und Seen ideale Lebensbedingungen bot. Mit dem Abschmelzen der Gletscher wurde dieser Lebensraum mehr und mehr bedroht – um 6.200 vor Christus hinterließ ein verheerender Tsunami eine unwirtliche salzige Sumpflandschaft, die um 5.500 vor

Christus gänzlich im Meer versank. Seit dem 19. Jahrhundert wurden immer wieder Artefakte dieser in der Nordsee versunkenen Lebenswelt in Fischernetzen auf der Doggerbank in etwa 13 Metern Wassertiefe entdeckt; eine Auswahl wird in der Sonderausstellung gezeigt. Ein weiteres Highlight der Ausstellung sind perfekt erhaltene Körbe aus der Cueva de los Murciélagos (Spanien), die in das 8. Jahrtausend vor Christus datieren.

Welt im Wandel

Ab etwa 5.500 vor Christus trafen auch in Mitteleuropa von Südosten kommend die ersten Bauern der Linienbandkeramik ein. Sie verdrängten die Wildbeuter von den fruchtbaren Lössböden nach Norden, etwa auf die Sander- und Binnendünenflächen der Altmark. Schon bald nach der Einwanderung kam es jedoch auch zu Kontakten und Austausch zwischen Neuankömmlingen und Alteingesessenen. Befunde, die diese Kontakte beleuchten, sind selten. Aus Sachsen-Anhalt liegt mit der Siedlung von Eilsleben-Vossweiler (Bördekreis) einer der wichtigsten Fundorte zum Verständnis dieser Übergangsphase vor. Aus Eilsleben stammt unter anderem ein Rehgeweih, das zu einem Kopfschmuck umgearbeitet wurde. Seine beste Analogie stammt aus dem viel älteren Grab von Bad Dürrenberg. Brauchten also auch die Bauern noch die Hilfe einer Schamanin?

Oliver Dietrich/Tomoko Emmerling

Die Sonderausstellung „Die Schamanin“ ist bis 1. November 2026 zu sehen im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Saale), Richard-Wagner-Str. 9, 06114 Halle (Saale), Telefon 0345-52 47 30, Öffnungszeiten: Di bis Fr 9 bis 17 Uhr, Sa/So/Feiertage 10 bis 18 Uhr, <https://www.landmuseum-vorgeschichte.de>

Eine Schamanin und eine Kunstdiebin

Belletristik trifft Wissenschaft

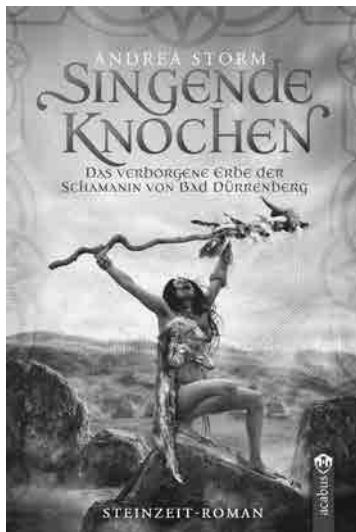
Der Roman „Singende Knochen – Das verborgene Erbe der Schamanin von Bad Dürrenberg“ entfaltet seine Wirkung im produktiven Spannungsfeld zwischen Zeiten und Erkenntnisformen: Gegenwart und Mittelsteinzeit, empirische Forschung und poetische Imagination. Dabei berührt er eine zentrale Frage des kulturwissenschaftlichen Diskurses: Wie verlässlich lässt sich Vergangenheit erzählen?

Historiker, Archäologen und Paläontologen liefern die Fragmente, Hypothesen und Deutungsangebote, aus denen erzählerische Literatur ihre Stoffe gewinnt. Diese Weitergabe ist ein Akt des Vertrauens und zugleich von Skepsis begleitet, denn im Übergang zur Fiktion droht sich wissenschaftliche Präzision zu verschieben: zugunsten narrativer Verdichtung, atmosphärischer Aufladung oder künstlerischer Freiheit. Genau in dieser produktiven Ambivalenz verortet sich mein Roman und macht sie zu seinem inneren Movens.

Forschung und Belletristik erscheinen hier nicht als Gegensätze, sondern als komplementäre Zugänge zur Vergangenheit. Literatur vermag es, abstrakte Erkenntnisse zu emotionalisieren und Neugier zu wecken. Dieser Impuls führt Leserinnen und Leser in Museen und Ausstellungen, wo materielle Zeugnisse jahrtausendelanger Geschichte eine neue Evidenz entfalten.

Im Zentrum der Erzählung stehen zwei Frauenfiguren, deren Kontrast die thematische Tiefe des Romans trägt: Šaman, eine Schamanin der Mittelsteinzeit, und Tilda, eine pfiffige Kunstdiebin der Gegenwart. Tildas Existenz ist geprägt von Kalkül, Täuschung und Adrenalin. Eine Verletzung jedoch fungiert als Bruchstelle, die sie aus ihrer rationalen Welt in eine archaische Vergangenheit schleudert – ein Übergang, der ebenso körperlich wie symbolisch zu verstehen ist.

Dort begegnet sie Šaman, inspiriert vom mesolithischen Grabfund von Bad Dürrenberg. Die charakteristischen durchbohrten Schneidezähne, interpretiert als Zeichen spiritueller Autorität, werden zum emblematischen Motiv einer fremden, zugleich faszinierenden Welt. Während Tilda gezwungen ist, sich in einer ihr radikal unbekannten sozialen Ordnung zu orientieren, verkörpert Šaman eine andere Form von Wissen: intuitiv, rituell verankert und durchdrungen von einer Wirklichkeit, in der Geister, Visionen und Naturgesetze untrennbar verbunden sind.



Aus dieser Konstellation entsteht eine doppelte Perspektive der Fremdheit: Tilda als Eindringling in die Vergangenheit, Šaman als Figur mit einer impliziten Offenheit für Zukünftiges. Themen wie Identität, Verrat, Mut und Liebe verdichten sich zu einer grundlegenden Reflexion über Wahrheit – nicht als fixe Größe, sondern als vielschichtige Konstruktion zwischen Erfahrung, Deutung und Erzählung.

Atmosphärisch verbindet der Roman kontrastreiche Räume: Urbane Museen und Galerien treffen auf raue Tundren und dichte Wälder des Mesolithikums. Schamanische Praktiken und visionäre Zustände verschränken sich mit archäologischer Detailgenauigkeit und erzeugen eine Erzähwelt, die zugleich plausibel und mythisch wirkt. Ergänzend eröffnen Motive aus den Erzähltraditionen der San, der indigenen Völker aus dem südlichen Afrika, Einblicke in mögliche Denk- und Wahrnehmungsweisen früherer Gemeinschaften.

So entsteht ein Werk, das wissenschaftliche Erkenntnis nicht illustriert, sondern transformiert – und damit einen eigenständigen Beitrag zur kulturellen Imagination der Vergangenheit leisten möchte.

Andrea Storm

Der führende Tanzerfinder des Ostens

Zum Tod von Tom Schilling

Ein Jahrhundertleben hat sich vollendet. Seinen Anfang nahm es am 23. Januar 1928. Da erblickt im thüringischen 600-Seelen-Nest Esperstedt nahe Bad Frankenhausen Tom Schilling das Licht der Welt. Noch kein Ereignis von Weltrang. In Dessau wächst er auf, tritt am Theater der Kinder-Ausbildungsklasse für Ballett bei, geleitet von einer früheren Eduardowa-Elevin. Mit 17, 1945, wird er nach Arbeits- und Kriegsdienst Solist an der Staatsoper Dresden, ist so begeistert vom expressiven Kammertanz der Dore Hoyer, dass er bei ihr Unterricht nimmt. Ab der Saison 1946, und bis 1952, tanzt er am Opernhaus Leipzig, ist dort gut eingesetzt, begegnet Mary Wigman und besucht deren Nachmittagsstunden. Das Nebeneinander von klassischer Technik und Schulung in modernen Ausdrucksweisen wird seine unorthodoxe Sicht auf den Tanz als späterer Choreograf beeinflussen und prägen. Einem Zwischenspiel als Tänzer am Friedrichstadt-Palast Berlin folgt die Berufung schon als Choreograf ans Deutsche Nationaltheater Weimar, 1956 bis 1964 ist er Ballettdirektor an der Staatsoper Dresden. Wichtige Inszenierungen entstehen: „Abraxas“, dann als erste Nachkriegsproduktion und entsprechend enthusiastisch aufgenommen sein „Schwanensee“.

Eine Einladung 1965 von Walter Felsenstein, dem renommierten Musiktheater-Regisseur, sollte Tom Schillings weiteren Weg bestimmen: Sie wurde zum Auftakt für Schillings rund ein Vierteljahrhundert währendes Wirken an der Komischen Oper Berlin. Sein Tanztheater genanntes, zahlenmäßig rasch anwachsendes Ensemble debütierte Ende 1966 mit „Abraxas“ und bot bald Werke, die weit über die Stadt- und Landesgrenzen hinaus aufhorchen ließen. Realistisches Tanztheater, gemeint als ein Theater mit und für den Menschen, wahrhaftig und tief ins Seelenleben lotend, wurde Schillings Konzept, tatkräftig befördert von seinem später engen Dramaturgen und Mitarbeiter Bernd Köllinger. Auf drei Säulen gründete sich Schillings choreografisches Schaffen. Da waren die abendfüllenden Handlungsballette in neuer Deutung oder als Uraufführungen: „Romeo und Julia“, „Schwanensee“, das Bauernkriegs-Drama „Schwarze Vögel“, „Undine“, „Aschenbrödel“, die Shakespeare-Aktualisierung „Ein neuer Sommernachtstraum“. Nicht allen war gleicher Erfolg beschieden, besonders aus westlicher Feder flossen negative, teils verletzend harsche Urteile. Schillings Meisterwerk sollte eine Adaption nach Goethe werden: „Wahlverwandtschaften“, 1983 uraufgeführt, dann von mehreren Ensembles übernommen.

Die zweite Säule in Schillings Repertoire nahmen Kreationen zu sinfonischer Musik ein, etwa von Berlioz, Beethoven, Vivaldi, Mozart, Bartók. Sie waren Meilensteine in seiner Auseinandersetzung mit nicht klar inhaltlich dominierten Sujets, ohne in ein allgemein ästhetisches Nirgendwo abzugleiten. Menschliches Verhalten, emotionale Konflikte und Umbrüche bildeten stets die Basis. Das gilt besonders auch für die dritte Säule in Schillings Schaffen, sein Interesse am Kammertanz. Hier entstanden Werke, in denen der feinnervige Choreograf tieforschend und aus eigener Erfahrung in die Abgründe und Verästelungen menschlichen Daseins blickte: „La mer“ (Debussy), „Abendliche Tänze“ (Schubert), „Carnaval“ (Schumann), „Lebenskreis“ (Mendelssohn Bartholdy), indes auch witzige Miniaturen wie „Match“ (Matthus), das Gerangel zweier Tennis-Champions. Alle Choreografien lebten nicht zuletzt von dem, was Schillings Protagonisten während des Entstehungsprozesses und schließlich in die Aufführungen einbrachten, zuvörderst das Paar Hannelore Bey und Roland Gawlik, dann Jutta Deutschland, Angela Reinhardt, Mario Perricone, Thomas Vollmer, Thomas Hartmann, Gerald Binke und die vielen anderen Exponenten des Tanztheaters der Komischen Oper.

Wiewohl Schillings Repertoire die Compagnie gut über die Wendezeit brachte, begann „der Meister“, wie er ehrfurchtsvoll genannt wurde, allmählich und vielleicht auch nicht ganz freiwillig seinen Rückzug, um 1993 endgültig aus dem Amt des künstlerischen Leiters zu scheiden. Was er hinterlassen hat, ist ein imposantes, stilistisch und thematisch vielfältiges, stets dem Humanismus verpflichtetes Œuvre, das sich in zahlreichen internationalen Gastspielen bewährt hatte und Schilling den begründeten Ruf als führender Tanzerfinder des Ostens eintrug. Dringliche Bitten um Übernahme seiner Stücke verweigerte er hartnäckig bis zum Schluss: Sie seien in einer Zeit und für sie entstanden, und diese Zeit sei vorbei, rechtfertigte er seine Ablehnung. Die letzten Lebensjahre verbrachte Tom Schilling in einer Pflegeeinrichtung. Dort ist er am 16. Januar, sieben Tag vor dem 98. Geburtstag, verstorben. Im Olymp der Choreografen dürfte er nun dem in gegenseitiger Wertschätzung verbundenen John Cranko begegnen – und vielleicht auch dem kürzlich vorangegangenen Hans van Manen.

Doch in all die Trauer mischt sich auch eine gute Nachricht: Schilling hat, wie erst jetzt bekannt wurde, die Rechte an seinen Choreografien seiner langjährigen Solistin Arila Siegert übertragen. An sie sind künftig Anfragen für Einstudierungen zu richten. Profunde Ballettmeister stehen dafür bereit. Tom Schilling sei, über sein Schaffen, das mehrere Generationen von Tanzenden und Zuschauenden geprägt hat, hinaus, doppelt Dank!

Volkmar Draeger



*Prof. Dr. Rudolf Bentzinger,
Foto: Gabriele Bohl.*

Prof. Dr. Rudolf Bentzinger (1936–2026), Germanist

Nachruf

Prof. Dr. Rudolf Bentzinger wurde am 22. August 1936 in Erfurt geboren, einer Stadt, der er ein Leben lang verbunden geblieben ist. Dort besuchte er das traditionsreiche Gymnasium „Zur Himmelspforte“, seit 1951 Heinrich-Mann-Oberschule, an der er das Abitur ablegte. Anschließend studierte er am Pädagogischen Institut Erfurt und an der Universität Jena. Als Mittelstufenlehrer war er von 1956 bis 1961 in Kirchscheidungen bei Naumburg tätig. Danach war er wissenschaftlicher Aspirant an der Pädagogischen Hochschule Potsdam. Sein weiterer Weg führte ihn 1961 an das Pädagogische Institut Leipzig, wo er als Lektor tätig war.

Da er kein SED-Mitglied war, durchlebte er beruflich schwierige Jahre, doch gelang es seiner Beharrlichkeit, extern (d. h. neben seiner Berufstätigkeit) erfolgreich weiter zu studieren. 1968 erwarb er an der Friedrich-Schiller-Universität Jena mit der Arbeit „Die Sprache der Erfurter Historienbibel vom Jahre 1428“ den Grad eines Dr. phil., sein Doktorvater war der Altgermanist Prof. Dr. Heinz Mettke. Ebenfalls in Jena habilitierte er sich 1986 mit der Arbeit „Untersuchungen zur Syntax der Reformationsdialoge 1520–1525: ein Beitrag zur Erklärung ihrer Wirksamkeit“.

Seit 1976 arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralinstitut für Sprachwissenschaften bei der Akademie der Wissenschaften der DDR, wo er geschätzt und anerkannt wurde. Von 1992 bis 2001 leitete er das Editionsprojekt „Deutsche Texte des Mittelalters“ an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in Berlin. Er lehrte zudem ab 1998 als Honorarprofessor an der Technischen Universität Berlin sowie an den Universitäten Leipzig, Mainz, Osnabrück und Erfurt. Seit 2006 war er ordentliches Mitglied der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

Rudolf Bentzinger wurde am 23. April 2004 in den Beirat der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat berufen. Von 2006 bis 2009 war er zunächst Stellvertreter im Rat für das Land Brandenburg. Ratsmitglied war er seit dem 25. September 2009, später Stiftungsratsvorsitzender von 2019 bis 2021 und stellvertretender Ratsvorsitzender von 2009 bis 2019 sowie von 2021 bis 2026.

Im Rat vertrat er das Land Berlin. Er arbeitete aktiv in den Gremien der Stiftung mit, verfasste Aufsätze für das Mitteldeutsche Jahrbuch für Kultur und Geschichte und veröffentlichte dort auch zahlreiche Beiträge zu Gedenktagen des mitteldeutschen Raums.

Trotz zunehmender gesundheitlicher Probleme war Professor Bentzinger bis kurz vor seinem Tod für die Stiftung MKR aktiv. Schwerkrank verbrachte er seine letzten Lebensmonate in einem Pflegeheim in Arnstadt, wo er am 20. Februar 2026 verstarb. „Die Christengemeinschaft“ richtete am 5. März 2026 die Trauerfeier aus, die Urnenbeisetzung erfolgte am 26. März 2026 auf dem Hauptfriedhof in Erfurt.

Rudolf Bentzinger hat sich um die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat sehr verdient gemacht.

Wir werden ihm ein ehrendes Gedenken bewahren!

Harro Kieser

Neuer Herausgeber und neuer Lektor des Mitteldeutschen Jahrbuchs für Kultur und Geschichte

Dr. Lars-Arne Dannenberg studierte Rechtswissenschaften und Geschichte und promovierte 2007 zu einem kirchenrechtsgeschichtlichen Thema unter dem Titel „Das Recht der Religiösen in der Kanonistik des 12. und 13. Jahrhunderts“ (2008). In den folgenden Jahren war er in mehreren Forschungsprojekten tätig, unter anderem an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften sowie an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. 2013 gründete er das Zentrum für Kultur/Geschichte, das sich der Erforschung und Vermittlung regionaler und überregionaler Kultur- und Geschichtsthemen widmet. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen insbesondere die sächsische Kultur und Geschichte sowie die Geschichte des mitteldeutschen Raums insgesamt. Diese Schwerpunkte spiegeln sich in zahlreichen Publikationen sowie in von ihm konzipierten Ausstellungen wider.

Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ist Dr. Dannenberg seit vielen Jahren redaktionell tätig und betreut mehrere Zeitschriften und weitere Publikationen. Darüber hinaus engagiert er sich ehrenamtlich in verschiedenen Vereinen und Organisationen. Seit 2018 ist er Mitglied des Beirats der Stiftung MKR; 2024 wurde er in den Stiftungsrat als Stellvertreter des Landes Berlin berufen.



Foto: privat

Mit Dr. Lars-Arne Dannenberg gewinnt das Mitteldeutsche Jahrbuch für Kultur und Geschichte einen ausgewiesenen Kenner der mitteldeutschen Geschichte sowie einen erfahrenen Herausgeber mit breitem wissenschaftlichem und editorischem Profil.

Mögliche Beiträge für das Mitteldeutsche Jahrbuch für Kultur und Geschichte senden Sie bitte an folgende E-Mail-Adresse: redaktion@stiftung-mkr.de. Anfragen oder Angebote für das Mitteldeutsche Jahrbuch für Kultur und Geschichte richten Sie bitte an: herausgeber@stiftung-mkr.de.

Dr. Matthias Donath wird künftig das Lektorat des Mitteldeutschen Jahrbuchs für Kultur und Geschichte übernehmen. Er studierte Kunstgeschichte, Klassische und Christliche Archäologie und wurde mit einer Arbeit zur Baugeschichte des Meißner Doms 1999 promoviert. Für die sprachliche und formale Redaktion der Beiträge ist er zuständig und begleitet die Manuskripte von der Einreichung bis zur Drucklegung. Durch seine wissenschaftliche Ausbildung und seine editorische Kompetenz stellt Dr. Donath eine sorgfältige und qualitätsvolle Textbearbeitung sicher und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur inhaltlichen und formalen Ausrichtung.

Das Mitteldeutsche Jahrbuch für Kultur und Geschichte, Bd. 33/2026 erscheint im Herbst 2026.

Gabriele Bohl



Foto: privat

Ihre Mitarbeit am Kultur Report ist erwünscht!

Seit 1995, also seit 30 Jahren, berichtet der Kultur Report der Stiftung MKR regelmäßig über aktuelle Kulturthemen in Mitteldeutschland. Unsere handlichen, informativen Hefte sind in ganz Deutschland beliebt und für die Leser kostenfrei (natürlich freut sich die Stiftung angesichts der Portokosten und im Interesse ihrer gemeinnützigen Arbeit stets über Spenden, die selbstverständlich steuerlich absetzbar sind). Die Ausgaben des Kultur Reports aus vergangenen Jahren stehen neuerdings auch auf der Website der Stiftung MKR, unter „Publikationen“, zur Lektüre bereit.

Der Kultur Report könnte noch bunter und vielfältiger werden durch die Mitarbeit seiner Leserinnen und Leser. Es wäre sinnvoll und bereichernd, wenn sachverständige Beobachter des kulturellen Lebens in ihrer Region knapp und aussagekräftig über laufende Projekte, Ausstellungen und Herausforderungen mitteldeutscher Kulturpflege berichten würden. Wir laden Sie herzlich dazu ein. Höchst willkommen sind Beiträge zu Ausstellungen, Museen und Galerien, Gärten und Parks, Geschichte, Literatur, Kunst, Musik und Theater, Denkmalschutz usw. Es liegt im Interesse unserer Publikationen und länderübergreifenden Kulturförderung, nicht nur die großen historischen Namen und Orte im Blick zu haben, sondern auch auf weniger bekannte Kulturschätze und regionale Aktivitäten hinzuweisen.

Beiträge mit Abbildungen können als Word-Dokumente an die Geschäftsstelle der Stiftung MKR, info@stiftung-mkr.de, oder direkt an die Redakteurin, Dagmar Ellen Fischer, defischerhh@gmx.de, geschickt werden. Wir freuen uns über Ihre Mitarbeit!

Petra Dollinger

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat fördert weiterhin

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat fördert jährlich entsprechend ihren Stiftungszwecken länderübergreifend die mitteldeutsche Kultur durch Veröffentlichungen auf den Gebieten der Geschichte, Kunst und Wissenschaft sowie Ästhetik der Kulturlandschaft.

Die Antragsformulare und die Hinweise zur Stellung von Förderanträgen sind unter www.stiftung-mkr.de abrufbar.

Die Antragsfrist für Förderungen im Haushaltsjahr 2027 endet diesjährig am 31. Juli 2026. Für das Haushaltsjahr 2026 können keine Förderanträge mehr gestellt werden.

Für Fragen oder Anliegen wenden Sie sich bitte an die Geschäftsstelle unter bohl@stiftung-mkr.de

Sehr verehrte Empfänger und Leser des „Mitteldeutschen Jahrbuchs für Kultur und Geschichte“ und des „Kultur Reports“,

wir wenden uns heute mit einem herzlichen Anliegen an Sie. Die Stiftung „Mitteldeutscher Kulturrat“ hat es sich seit ihrer Gründung im Jahr 1976 zur Aufgabe gemacht, die reiche mitteldeutsche Kultur zu fördern und zu bewahren. Dies geschieht durch finanzielle Zuwendungen an geeignete, geprüfte Projekte (Ausstellungen, Forschungsarbeiten, Tagungen ...) und durch die Veröffentlichung wertvoller Beiträge im „Mitteldeutschen Jahrbuch für Kultur und Geschichte“ sowie im „Kultur Report“, die von engagierten Autoren ehrenamtlich verfasst werden.

Seit mehreren Jahren sehen wir uns jedoch mit besonderen Herausforderungen konfrontiert. Die Schwankungen auf dem Kapitalmarkt und die sinkenden Erträge machen es zunehmend schwieriger, unsere Publikationen aufrechtzuerhalten, einen günstigen Preis des „Mitteldeutschen Jahrbuchs“ zu gewährleisten und Ihnen, unseren geschätzten Lesern, weiterhin ein kostenloses Heft des „Kultur Reports“ mit vielfältigen kulturellen Inhalten anzubieten.

Umso mehr sind wir auf die Unterstützung von großzügigen Spenderinnen und Spendern angewiesen. Ihre Hilfe ist

entscheidend, damit wir auch in Zukunft über die wertvollen Bemühungen zur Pflege, Förderung und Erhaltung der mitteldeutschen Kultur berichten können. Wir hoffen, dass sich der Kreis der Unterstützer erweitert, damit unsere gemeinnützige Arbeit ohne Einschränkungen fortgesetzt werden kann.

Wenn Sie uns unterstützen möchten, überweisen Sie bitte Ihre Spende auf folgendes Konto:

Spendenkonto der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

IBAN: DE79 370 501 98 00000 71 258

BIC: COLSDE 33 XXX

Ihre Spenden sind jährlich bei dem für Sie zuständigen Finanzamt steuerlich absetzbar.

Wir danken Ihnen sehr herzlich für Ihre Unterstützung und Ihr Engagement für die mitteldeutsche Kultur.

Mit besten Grüßen und allen guten Wünschen,
Der Vorstand der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

Hinweis von der Geschäftsstelle: Rezensionen aus dem Mitteldeutschen Jahrbuch (ab Ausgabe 2018) können auf der Plattform der Bayerischen Nationalbibliothek unter dem Link <https://www.recensio.regio.net> abgerufen werden.

Impressum

Kultur Report, Heft 2026
Herausgeber: Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat
Graurheindorfer Straße 79, 53111 Bonn
Telefon: 0228-655138
E-Mail: info@stiftung-mkr.de

Redaktion: Dagmar Ellen Fischer
Postfach 500406, 22704 Hamburg
E-Mail: defischerhh@gmx.de

Lektorat: Dr. Kathrin Pöge-Alder,
Geschäftsführung: Gabriele Bohl
Gestaltung: Jenny Vagt
Köllen Druck+Verlag GmbH
Druck: Köllen Druck+Verlag GmbH
Auflage: 1650 Exemplare
ISSN 0948-2288

Für die Beiträge sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.

© bei den Autoren, Fotografen, Künstlern und
Nachlassverwaltern

© für die Abbildungen siehe Bildunterschriften

Autorinnen und Autoren

Kristin Bartels, Kuratorin Bauhaus-Archiv/Museum für Gestaltung (Berlin); Gabriele Bohl, Geschäftsführerin Stiftung MKR (Bonn); Dr. Oliver Dietrich, Pressesprecher des Landesmuseums und des Landesamts für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt (Halle/Saale); Dr. Petra Dollinger, Historikerin (Gräfelfing); Dr. Volkmar Draeger, Tanzpublizist (Berlin); Ulf Dräger, Kustos Landesmünzkabinett Sachsen-Anhalt, Kunstmuseum Moritzburg (Halle/Saale); Dr. Tomoko Elisabeth Emmerling, Pressesprecherin des Landesmuseums und des Landesamts für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt (Halle/Saale); Dagmar Ellen Fischer, Kulturjournalistin, Redakteurin, Autorin (Hamburg); Dr. Ulrike Kaiser, Direktorin Stiftung Leuchtenburg (Seitenroda); Harro Kieser, Germanist, Historiker, Wissenschaftlicher Bibliothekar (Bad Homburg); Ina Köllner, Kirchenmusikdirektorin (Kahla); Karin Königseder, Wissenschaftliche Mitarbeiterin Kulturhistorisches Museum Magdeburg; Caterina Leichsering, Winzerin (Seitenroda); Dr. Michael Ludscheidt, Germanist, Leiter der Bibliothek des Evangelischen Ministeriums Erfurt; Dr. Kathrin Pöge-Alder, Musikpädagogin, Erzählforscherin, Autorin und Lehrende an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig; Dr. Steffen Raßloff, Historiker, Publizist, Kurator, Mitglied der Historischen Kommission für Thüringen (Erfurt); Dr. Johanna Sängler, Kuratorin Stadtgeschichtliches Museum Leipzig; Axel Stefek, Stadtarchiv Weimar; Andrea Storm-Eidam, Schriftstellerin (Erfurt); Isabel Tönniges, Kulturbüro der Landeshauptstadt Magdeburg.

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat besteht seit 1955, anfangs als gemeinnütziger Verein, seit 1976 als gemeinnützige Stiftung des privaten Rechts mit Sitz in Bonn.

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

- pflegt länderübergreifend die mitteldeutsche Kultur
- unterstützt die Künste und Wissenschaften in Mitteldeutschland
- tritt mit Veröffentlichungen, Vorträgen und kulturellen Veranstaltungen an die Öffentlichkeit
- gibt heraus:
- das Mitteldeutsche Jahrbuch für Kultur und Geschichte
- den Kultur Report mit aktuellen Themen zur mitteldeutschen Kultur

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat verfolgt als Stiftung des privaten Rechts ausschließlich gemeinnützige Zwecke.

Seit der Wiedervereinigung unterstützt sie vor allem die kulturellen Aktivitäten in Sachsen-Anhalt, Sachsen, Thüringen, Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern durch eigene Tagungen und Vorträge in den Bundesländern sowie durch Förderungen und Veröffentlichungen.

Vorstand

Dr. Uwe Czubatynski,
Präsident
Dr. Petra Dollinger,
Vizepräsidentin
Gabriele Bohl, Geschäftsführerin
Website: www.stiftung-mkr.de

Stiftungsrat

Dr. Michael Ludscheidt,
Vorsitzender

Stiftungsbeirat

Heike Heinrich,
Vorsitzende

Geschäftsstelle

Graurheindorfer Str. 79,
53111 Bonn
Tel. 0228-655138,
E-Mail: info@stiftung-mkr.de

Vertreter der Bundesländer im Stiftungsrat

Berlin
vakant

Brandenburg
Dr. Kathrin Pöge-Alder

Mecklenburg-Vorpommern
Dr. Uwe Förster

Sachsen
Manfred Linck

Sachsen-Anhalt
Dr. Michael Ludscheidt

Thüringen
Dr. Ulrike Kaiser

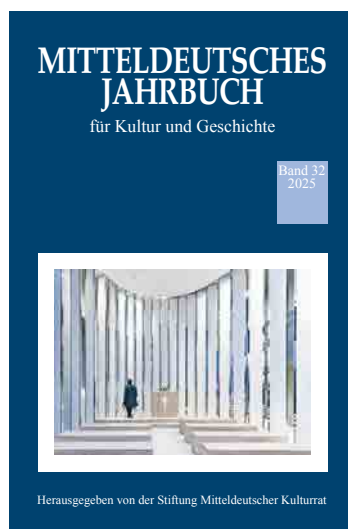
Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte
Herausgeber und Redaktion ab Bd. 33/2026:
Dr. Lars-Arne Dannenberg



**Stiftung
Mitteldeutscher
Kulturrat**

Traditionen und Neuentwicklungen in den Bereichen Kultur und Geschichte aufmerksam zu verfolgen und damit zum wechselseitigen Verständnis zwischen den alten und den neuen Bundesländern beizutragen, sollte ein gesamtdeutsches Anliegen sein, um damit die innere Einheit Deutschlands zu vertiefen.

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat beruht auf §29 Absatz 2 des Gesetzes zur Abwicklung der unter Sonderverwaltung stehenden Vermögen von Kreditinstituten, Versicherungsunternehmen und Bausparkassen vom 21. März 1972 (Bundesgesetzbl. I, S. 465) und §4 Ziffer 2d der Westvermögen-Zuführungsverordnung vom 23. August 1974 (Bundesgesetzbl. I, S. 2082).



MJb 32/2025 lieferbar



DIE SCHAMANIN

SONDERAUSSTELLUNG
LANDESMUSEUM FÜR VORGESCHICHTE
HALLE 27. MÄRZ – 1. NOVEMBER 2026 

AUSSTELLUNG-SCHAMANIN.DE

© Landesamt für Denkmalpflege und Archologie Sachsen-Anhalt · Zeichnung: Karal Schwan (Eckberg) · Gestaltung: Klaus Peckrandt (Halle)